6/1989 PREIS 0,80 M

DDR ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Bei Sowjetdeutschen im Altai

Wie sie leben — arbeiten und feiern

Die Schöne auf dem Dach

Havannas Altstadt wird restauriert

FW erlebte die Premiere von Slawa Saizews Kollektion '90

Hautnah

Sowjetdeutsche
Besuch im „Kirow"-Kolchos, einem der reichsten der Sowjetunion, der voller Initiative ist und ungewöhnliches Talent im Aufspüren von Marktlücken beweist **Seite 4**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

Wahlen in der UdSSR
Ein Kernphysiker als Kandidat des Komsomol **Seite 16**

Sport
Mit Hundegespannen über die Schneepiste **Seite 20**

Dokumentation
In der Wiener Hofburg begannen neue Abrüstungsverhandlungen **Seite 22**

mobile **Seite 24**

Memoiren
Erinnerungen von Harry Naujoks, des Lagerältesten von Sachsenhausen **Seite 26**

Geschichte
Die Vernunftehe **Seite 28**

Bildgedicht
Donát Šajner: „Berührungen" **Seite 30**

Restaurierung
Rembrandts „Danae" knapp vier Jahre nach dem Säureanschlag in der Ermitage **Seite 32**

Erzählung
Wladimir Makanin: „Zufluchtsorte" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
Chljup und Krapa – eine Ferienabenteuergeschichte **Seite 40**

Leseraktion
Ein Bilderbogen aus persönlicher Sicht **Seite 42**

Leserforum **Seite 44**

Mode
Moskauer Premiere für Slawa Saizews Kollektion 1990 **Seite 46**

Denkmalspflege
La Giraldilla – Die Restaurierung der Altstadt von Havanna **Seite 50**

Titelfoto:
„Per Taille" kommt Slawa Saizews Kollektion für 1990 über den Laufsteg

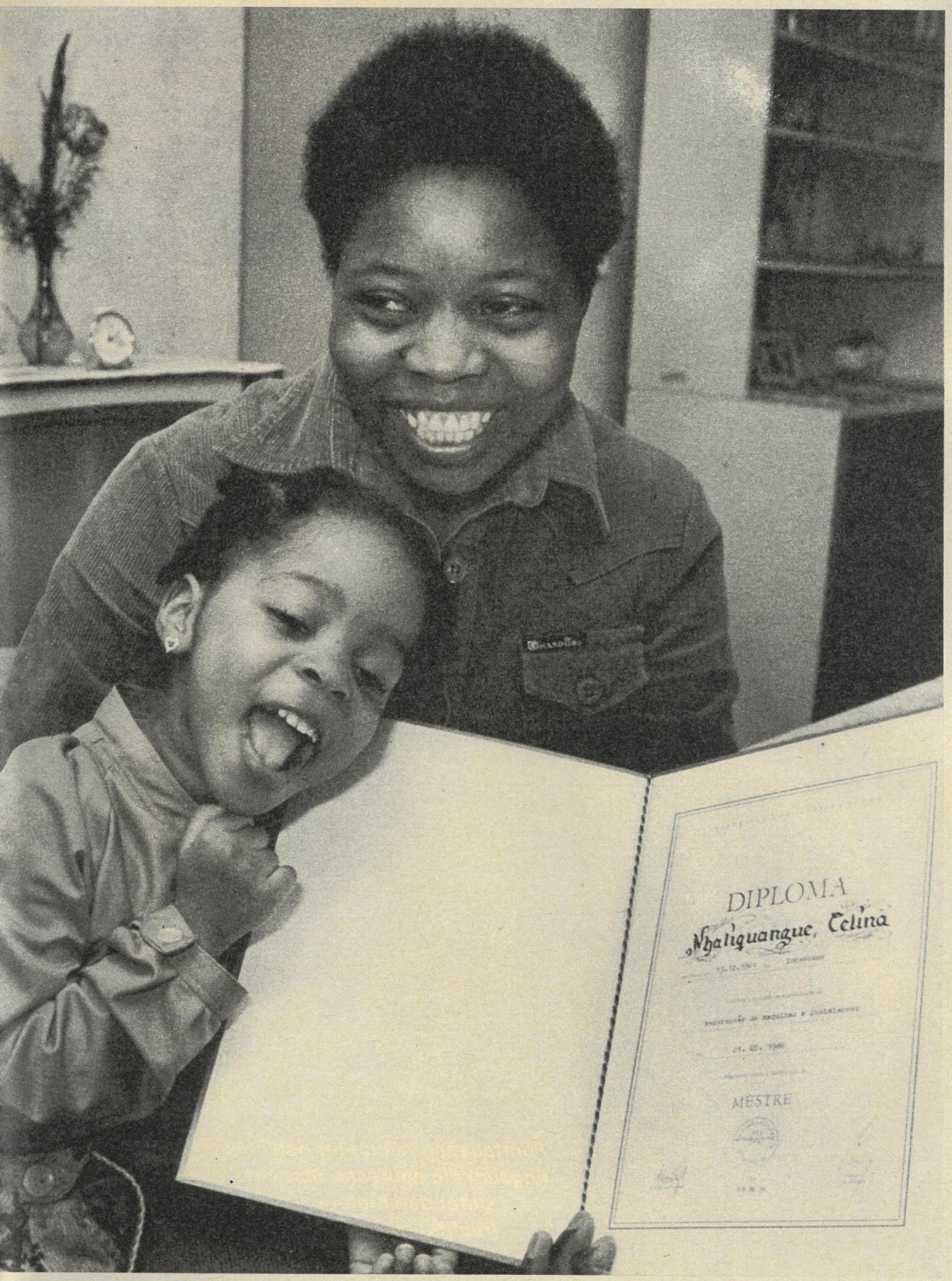
Redaktionsschluß für dieses Heft: 20. 3. 1989

Jahre in der zweiten Heimat

Auf der Suche nach Celina

Wir stehen am Rande des Großtagebaus Welzow-Süd, auf der Suche nach Celina, der Meisterin aus Moçambique. „Da, auf dieser Brücke müßte sie sein." Ein behelmter Mann weist in die Tiefe und Ferne zugleich. Dorthin, wo der stählerne Dinosaurier steht, der mit einem Ruck 60 Meter Abraum abbaggern und abkippen kann. Als Stunden später mein Bildreporter-Kollege, der sich zu Fuß auf den Weg gemacht hat, von dort zurückkehrt, ist keine Celina auf seinem Film. Aber er hat Zibia Alfonso getroffen, den Anlagenmechaniker (Foto oben). Nicht ungewöhnlich, denn rund 190 Kollegen aus Moçambique arbeiten hier. Sechs und mehr Jahre schon. Und wenn sie nicht wären, so soll der „General" des Braunkohlenkombinats Senftenberg einmal gesagt haben, würde sich manches Rad nicht drehen. Man trifft sie überall. Auf dem Weg zur Grube, in der operativen Instandhaltung, am Mittagstisch mit ihren DDR-Kollegen.

Sie alle leben in Hoyerswerda, im Wohnheim. Drei Männer jeweils in einer Dreizimmerwohnung mit Küche und Bad und 30 Mark Miete. Und oben, gleich unterm Dach, wohnt Celina (rechts oben). Auf unserem Weg dorthin schaut ein kleines Mädchen durch einen Türspalt. Tochter Jenny? „Ich will zu deiner Mama, zeigst du mir, wo sie wohnt?" Und wie ein kleiner brauner Vogel kuschelt sich ihre Hand in meine, und wir steigen die letzten Treppen gemeinsam. Celina, die junge, schmalgliedrige Frau, ist eigentlich schon eine „Veteranin". Im Sommer werden es 10 Jahre, daß sie bei und wohl vor allem mit uns lebt. 18 war sie, als sie kam. Wie faßt man einen solchen Entschluß, nach Europa, in die Fremde zu gehen, fort von den Eltern, den sechs Geschwistern? „Ich konnte erst sehr spät in die Schule gehen. Vater ist Kraftfahrer, und während der Kolonialzeit war kein Geld zum Lernen da. Also habe ich nur fünf Klassen gemacht. Wenig, wie? Ja, und eines Tages kam man zu mir und sagte, ich könne weiterlernen und auch einen Beruf haben. ‚Ja', habe ich gesagt und würde es heute wieder tun. Damals war es eine Reise in eine andere Welt." Und wie war der Beginn? „Polytechnischer Unterricht und anderes. Diese Sprache lernst du nie, dachte ich..." Und sie spricht sie heute mit allem gängigen Vokabular unserer Zeit. Jenny hat sich ihren Stuhl ganz selbstverständlich an den Tisch gerückt und hört zu. Was heißt Sprache? Die Mama spricht doch fast so wie die Erzieherin im Kindergarten, in den sie so gern geht. „Hast du auch eine Freundin, Jenny?" „Nein, ich habe einen Freund. Karsten." Celina: „Wenn ich die



Mutti von Karsten treffe und die Kinder sich begegnen, küssen sie sich." Dann erzählt sie von den ersten vier harten Jahren. Heute nun liegt wohlverwahrt, und für zu Hause auch auf Portugiesisch, ihr Diplom: „Mestre manutencão de maquinas e instalacoes" – Meister für Maschinen und Anlageninstandhaltung.

„Erst dachte ich, das schaffst du nicht dort auf der Brücke. Ich bin für die elektrischen Anlagen zuständig. Und nur an der Kippenseite ist der Fahrstuhl, und die Brückenkonstruktion ist so an die 74 Meter hoch. Also die ersten Tage habe ich nicht heruntergeschaut. Nein, war das eine Tiefe. Aber", und sie lacht und ich höre es gern, „wenn es eine Störung gibt, muß alles schnell gehen. Wegen des Ausfalls dann. Kostet sonst viel Geld." Wie ist es im Kollektiv? „Man hat uns, seit wir hier sind, immer geholfen. Das werden meine Landsleute auch sagen. Und in der Brigade? Da bin ich zu Hause. Die Männer sind Kavaliere. Ich mache meine Arbeit und so bin ich gleichberechtigt."

Ein Jahrzehnt. Waren es gute Jahre? „Ja." Und im Herbst geht es nach Hause. Mit Jenny und dem Diplom. Und im Wohnheim munkelt man, mit einem Partner dazu.

Der Blick nach der Heimat ist unterschwellig auch zu spüren, als wir mit den moçambiquanischen Kollegen in der operativen Instandhaltung, die zum Braunkohlenwerk Welzow gehört, in einer Ecke der Werkhalle zusammensitzen. Die hier arbeiten, sind Partner der Kumpel in der Kohle. Aus den Grundschülern von einst sind Facharbeiter geworden, Mechaniker, Schlosser... Auch Meister Jürgen Sommerfeld ist mit in der Runde. „Das hier ist Raimundo Cotinho", stellt er den neben mir sitzenden jungen Mann vor. „Es heißt, er wird in seiner Freizeit nie ohne Buch gesehen." „Sie lesen gern Romane?" frage ich. „Manchmal schon. Aber vor allem Physikbücher und Chemiebücher. Englisch lerne ich und die Fahrerlaubnis will ich auch machen. Die letzte Prüfung habe ich..." er schaut fragend zum Meister. „Verhauen", sagt der lakonisch. „Das nächste Mal schafft er es. Ich habe schon abgefragt." „Sagt ihr immer eure Meinung?" frage ich. „Wie die deutschen Kollegen auch. Und wenn es Probleme gibt – für mich ist das lediglich eine Charakterfrage. Auch bei uns Moçambiquanern", so Raimundo. Wir kommen auf die Kommunalwahl am 7. Mai zu sprechen, daß sie dann mitentscheiden werden. Im Arbeitskollektiv tun sie es ja längst. Sie werden einen eigenen Kandidaten „für das Parlament", wie sie sagen, für die Stadtverordnetenversammlung von Hoyerswerda, stellen. Ernesto Milice (links unten) heißt er, hat in der DDR Stahlbauschlosser gelernt, ist Funktionär der Frelimo-Partei. Wir finden ihn in einer Wohnung seiner Landsleute. Und er hat gerade beim Kartenspiel gewonnen. Zu Haus, in einem Vorort von Maputo hat er einst in den Vormittagsstunden Kinder unterrichtet. „Und dann für Erwachsene noch eine Schicht am Nachmittag und eine am Abend." Erwartet er, daß seine Landsleute, die ja nun einen eigenen Wahlkreis haben, ihn auf die Kandidatenliste setzen? „Doch, ja, und ich wünsche mir, daß sie auch sagen, was ich bei mir selbst ändern muß. Damit ich nicht mit zu vielen eigenen Fehlern zum Bürgermeister gehe." Hat er Vorstellungen von seiner Abgeordnetentätigkeit? „Ich will so etwas wie eine Brücke sein zwischen meinen Landsleuten und den Bürgern der Stadt, ihnen zum Beispiel unsere Kultur näherbringen. All das, was schon im Gange ist mit der FDJ, weiter ausbauen. Ich sage Ja zu Hoyerswerda und zum Miteinander. Und es ist ja auch unsere Stadt. Was meinen Sie, könnte ich nicht in die Ständige Kommission Kultur?"

Es waren viele Kumpel aus Moçambique, denen wir an diesem Tag begegneten. Sie alle grüßten mit „Glück auf". Die meisten von ihnen ohne Akzent.

Ina Stritzke (Text)
Peter Meißner (Fotos)

Fünftausend Kilometer östlich unserer Heimat erklingt ringsum die deutsche Sprache: im Dorf Podsosnowo – „Unter den Kiefern". Auch im Haus der Brauteltern (rechts), denn Maria Erbis und Alexander Schmidt schließen heute den Bund der Ehe. Die Brauttante

aus dem

Die Braut geht Haus

(links) dankt mit anrührendem jahrhundertelang überliefertem deutschen Reim den Eltern für alle Liebe und Fürsorge, gibt den Brautleuten Rat und wünscht Glück. In der guten Stube steht man dichtgedrängt, es bleibt kein Auge trocken.

Ein Beitrag von Gisela Reller (Text)
und Detlev Steinberg (Fotos)
mit freundlicher Unterstützung von APN

Die Braut geht aus dem Haus

Wo die Tochter zur Braut herangewachsen ist, fließen nicht nur Tränen der Rührung in Strömen, sondern strömt auch Sekt in funkelnde Kristallgläser. Von zu Hause aus geleiten den sowjetdeutschen Brautzug sowjetdeutsche Musiker mit russischer Harmonika zum Standesamt. Hier nun geht es – zumindest sprachlich – ganz und gar russisch zu. Auch diejenigen, die eben noch mundartlich deutsch miteinander „schwätzten", reden jetzt, wo es offiziell wird, urplötzlich russisch miteinander. Der Vorsitzende des Dorfsowjets macht kraft seines Amtes aus Maria, der Lehrerin, und Alexander, dem Kraftfahrer, das Ehepaar Schmidt.

Und wieder geht's weiter, zur Dorfgaststätte. Ein schöner Wintertag ist heute, einer mit blauem Himmel, strahlender Sonne und 23 Minusgraden. Ein „weicher" Endjanuar für Sibirien, zu dieser Jahreszeit wären 40 Minusgrade nichts Ungewöhnliches. Die Dorfgaststätte hat einen holzgetäfelten intimen Raum mit Schummerlicht und Bar, einen großen Veranstaltungssaal, heute ist er für zweihundert Hochzeitsgäste eingedeckt, und darüber einen ebenso großen Raum mit Podium für die dorfeigene Kapelle und Parkett für Tanzlustige.

Einerseits fühlen wir uns hier fast wie zu Hause, andererseits sind wir ein bißchen verunsichert; denn deutsches Gemüt und russische Seele – so hautnah hatten wir beides zusammen noch nicht erlebt.

Deutscher Brauch? Der Paradiesapfel wird gemeinsam gegessen.

Wie geht's im „Schneiderland"?

Wir gelangten nach Podsosnowo von Berlin aus per Flugzeug nach Moskau, weiter ging's durch die Lüfte bis Barnaul – da überflogen wir in fast fünf Stunden das europäische Rußland, den Ural, den sibirischen Landrücken. Die Eisenbahn brachte uns im Schlafwagen nach Slawgorod, dessen Rayon aus fünfzig Prozent sowjetdeutscher Bevölkerung besteht. Und nun noch eine gute Autostunde entfernt, da befindet sich inmitten schneebedeckter Steppe der „Kirow"-Kolchos im Dorf Podsosnowo, im Volksmund „Schneiderland" genannt.

Schneiderland? Seit 1960 ist hier Friedrich Friedrichowitsch Schneider Kolchosvorsitzender, ein Sowjetbürger deutscher Nationalität wie fast alle im Dorf, fast 90 Prozent. Als wir uns zum ersten Gespräch zusammensetzen, sagt er: „Du kannst ruhig deutsch mit mir quasseln." Friedrich Schneider „quasselt" teils hochdeutsch, teils einen Dialekt (welchen weiß ich nicht, auch er nicht), öfter mal flicht er russische Vokabeln ein. „Also", sagt er, „du willst etwas über unser Dorf wissen, na dann hör zu." Und ich höre: 2600 Seelen hat es, das sind so etwa 700 Familien. Der Kolchos besitzt 14 500 Hektar Land, 10 500 davon sind Ackerland, von denen 1700 Hektar bewässert werden. „Unser Weizen ist soo!" schnipst der Kolchosvorsitzende mit den Fingern. Natürlich betreibt man auch Viehzucht: Schafe, Pferde, 2000 Rinder, 1000 davon sind Milchkühe, außerdem werden 3000 Schweine im Jahr großgezogen. „Wir gehören zu den reichsten Kolchosen in der Sowjetunion. Saie und Küh' habt ihr ja auch, aber willste mal unsere echtsibirischen Pelzviecherl sehen?" Wir wollen, und das ist gut so, denn wie wir in unseren eineinhalb Podsosnowoer Tagen außerdem sehen werden, hat Friedrich Friedrichowitsch nahezu alles, nur eines nicht: Sitzfleisch. Und so spaziert er mit uns am ersten Tag durchs ganze Dorf. Erste Station: die Pelztierfarm, 1200 Tiere, Nerze, Silber- und Polarfüchse. Vor 16 Jahren hat der Kolchos mit der Zucht begonnen, viel Lehrgeld mußte gezahlt werden. Vor einigen Jahren zum Beispiel starben an einem einzigen Sommertag, es waren 40 Grad plus, achthundert Tiere, weil die Käfige nicht schützend genug überdacht waren. „Das bedeutete einen großen Verlust, denn so ein Nerzfell, guck dir die feinen Biesterle nur richtig an, bringt 350 Rubelchen und ein Fuchsfell so um die 650. In Zukunft werden wir aber nicht mehr nur Felle liefern, sondern ein Werk zur Herstellung von Pelzbekleidung einrichten. Doch dazu brauchen wir vielseitig einsetzbare Maschinen, Heimarbeit lohnt sich nicht. Mehr Fertigprodukte – mehr Gewinn, so schaut's aus." Apropos Fertigprodukte: Bisher haben die Podsosnowoer zum Beispiel die Kerne ihrer Sonnenblumen weiterverkauft, jetzt wollen sie Sonnenblumenöl selbst herstellen. Oder: Buchweizen wurde bisher als ungeschälte Körnerfrucht verkauft, nun entschält man sie, entsprechend höher ist der Preis.

Podsosnowo hat ein Krankenhaus, eine Kinderkrippe, einen Kindergarten, eine zehnklassige Mittelschule, eine Musikschule, eine Zeichenschule, eine Sportschule; ein Lebensmittelgeschäft, ein Warenhaus, einen Laden, in dem zu „Geschenkpreisen" qualitätsgeminderte Felle verkauft werden, eine Brauerei, eine Eisfabrik: Softeis und Eis am Stiel ist noch im ganzen Altai eine Rarität. „1988 erzielte unser Kolchos einen Reingewinn von 4 267 000 Rubeln, ein Gewinn, der sich sehen lassen kann. Von diesem Jahr an sind wir ganz zur Eigenfinanzierung übergegangen. Da heißt es, noch mehr Initiative entwickeln, noch mehr neue Ideen haben, so vielseitig wie nur irgendmöglich sein. Fällt zum Beispiel wegen unserer sprichwörtlichen Witterungsunbilden – vor allem fehlt's an Wasser – die Ernte mal schlechter aus, muß der Verlust durch Gewinne bei anderen Produkten ausgeglichen werden können." Als Friedrich Friedrichowitsch das sagt, verkosten wir gerade Podsosnowoer Bier und die fünf Limonadensorten, deren Extrakt aus Georgien bezogen wird. So ein Angebot gegen den Durst sucht man gegenwärtig sogar in der Unionshauptstadt vergeblich. In Podsosnowo werden zur Zeit jährlich sechs Millionen Liter Bier hergestellt, aber da das Geschäft mit dem Bier im Altai so gut läuft, ist bald schon eine Kapazitätserhöhung der Brauerei geplant.

Krankenhaus und Kinderkrippe müssen wir aus Zeitgründen links und rechts liegenlassen, in den Kindergarten schauen wir kurz hinein. Als wir die Kleinen fragen, ob sie uns ein deutsches Lied singen oder ein Gedicht aufsagen können, hören wir „O Tannenbaum, o Tannenbaum..." und das Gedicht vom „Lieben guten Weihnachtsmann". Das sitze, meint die Kindergärtnerin, fünf Wochen nach dem Fest noch am besten. Und Friedrich Friedrichowitsch sagt im Hinausgehen: „Wir haben auch ein Gebetshäusle eingerichtet für die alten Weibslein, sollen sie ruhig zusammensitzen, feiern und beten – wenn's ihnen doch Freude macht.

Im diesjährigen Sommer", der Kolchosvorsitzende weist während unserer Dorfbesichtigung auf fleißige Winterbauleute, „soll unsere eigene Bäckerei fertig werden, weil das Brot nicht täglich frisch angeliefert wird." Viele ältere Frauen, so hören wir, backen deshalb noch selbst, aber die jüngeren, die lassen sich darauf nicht mehr ein. Eine besonders feine Spürnase scheinen die Podsosnowoer für Marktlücken zu haben. Welche man füllt, richtet sich in der Regel danach, wofür Ausgangsprodukte und Fachleute vorhanden sind. So stellt man seit zwei Jahren für den Eigenbedarf und zum Verkauf Schweißelektroden her, hat eine Kwaß-Fabrik geplant, und in dem Rohbau, an dem wir jetzt gerade vorbeikommen, wird ab 1990 Chalwa hergestellt, ursprünglich eine orientalische Süßigkeit aus geriebenen Mandeln oder Nüssen, nach der sich inzwischen die meisten sowjetischen Kinder alle zehn Finger lecken – wenn sie die Nascherei zu kaufen kriegen...

Im dörflichen Warenhaus dann sehen wir gefüllte Regale, sogar Stiefel, die mir gefallen könnten. „Na ja", sagt der Realist Friedrich Friedrichowitsch, „so schnell siehste nicht, was es alles nicht gibt. Oder siehste heute 'n Fernseher, 'ne Waschmaschine, 'nen anständigen Fotoapparat? Ach, überhaupt, immer was man gerade braucht, haben sie nicht." Als wir dem Lebensmittelgeschäft zustreben, versucht uns der Kolchosvorsitzende mit den Worten zurückzuhalten, daß es da sowieso nicht viel G'scheit's gäbe, „unsere Bauern haben das ihre zu Hause. Individuelle Erwerbstätigkeit", sagt er lächelnd, „hatten die Leute bei uns schon vor der Umgestaltung. Siehst ja überall die Ställe neben den Häusern." Es werden Schafe, Rinder, Schweine, Hühner privat gehalten, und in kleinen Treibhäusern wachsen schon länger als ein Jahrzehnt „private" Gurken, Tomaten, Zwiebeln und Salate.

Natürlich gehen wir doch ins Lebensmittelgeschäft, sehen ein reichhaltiges Angebot an Fischkonserven, aber keine Butter, keine Wurst und hören, wie eine Frau zur anderen sagt: Ab 1. Februar gibt's nun auch im Altai Zucker auf Talons. Meinen Blick zu den Obst- und Gemüsekonserven – außer marinierten grünen Tomaten und eingelegtem Gurkenkürbis kann ich nichts entdecken – kommentiert Friedrich Friedrichowitsch so: „Ab Sommer 1989 beginnen wir mit dem Bau von kolchoseigenen Treibhäusern, und wir haben einen Betrieb eingeplant zum Konservieren von Obst und Gemüse, ausschließlich für den Eigenverbrauch."

Unser erster Tag in Podsosnowo ist schon ganz hübsch in die Stunden gekommen. So beschließen wir, nur noch einige Abstecher zu machen, der erste: die Musikschule. Hier findet am späten Freitagnachmittag noch Unterricht statt. Die drei deutschen Mädchen Marina, Olga und Natascha haben ihren kostenlosen Akkordeon-Unterricht erst vor wenigen Wochen begonnen, und ihr Spiel ist, wie sich ihr Musiklehrer Alexander Willer ausdrückt, noch kein Ohrenschmaus. Zum Ausgleich lädt er uns ein, morgen dem Gesangs- und Tanzensemble „Morgenrot" zu lauschen und zuzusehen, das extra für uns auftreten würde.

In der Mittelschule findet am heutigen Nachmittag nur noch Polytechnischer Unterricht statt. Die Jungen schnitzen gegenwärtig aus Holz ornamentierte Verzierungen zur Verschönerung von Häusergiebeln und Terrassen. Im Warenhaus sind die verschiedenen Muster ausgestellt, die Schule arbeitet auch auf Bestellung und für klingende Münze.

Verweilen wir einen Augenblick bei den

Vorsitzender des „Kirow"-Kolchos in Podsosnowo: Friedrich Friedrichowitsch Schneider, Held der sozialistischen Arbeit

Die Braut geht aus dem Haus

schmucken Häusern des Dorfes. Einige sind kolchoseigen, die meisten Privateigentum, für viele gab der Kolchos zinslose Kredite, abzahlbar über mehr als ein Jahrzehnt; inzwischen stehen sogar schon zwei private Zweistöckige. Die meisten Häuser – in drei Gebäude haben wir einen Blick geworfen – haben fünf Zimmer, es gibt auch welche mit sieben und mehr Räumen. Oft wurde gleich für die Kinder mitgebaut, die aber, erwachsen und verheiratet, dann doch selbständig sein wollten. Im Dorf, beteuert Friedrich Friedrichowitsch, gäbe es keine echten Wohnungsprobleme. Wer bauen will, bekommt recht schnell Kredit, fände Bauplatz und Hilfe bei den „Kumraden", nur mit dem Baumaterial gäb's so manche Schwierigkeiten, aber noch hätten sie immer bekommen, was unbedingt gebraucht wurde. Jede zweite Familie im Dorf hat über ein märchenhaft schönes, aber ganz winziges Sommerhäuschen. Auffällig klein ist auch des Vorsitzenden Ehefrau, mit der er über dreißig Jahre verheiratet ist; wir lernen ihr großes Herz erst anderntags auf der Hochzeit kennen. Und dann das winzige bißchen Hund namens Anfissa, das dem wuchtigen Hausherrn freudig entgegenkläfft. Auch Friedrich Friedrichowitschs Haus gehört eher zu den bescheidenen des Dorfes. Nachdem sich uns der „Kirow"-Kolchos so wohlhabend präsentiert hatte, glaubte ich, mir die Lebensumstände seines Vorsitzenden üppiger vorstellen zu müssen. Aber nichts dergleichen… „Das Dorf ging ihm immer vor", sagt Frau Schneider, die von Beruf Verkäuferin ist.

Wir wollen noch bei einer Familie hereinschauen, um zu erfahren, wie zum Beispiel sie nach Podsosnowo gelangt ist. Deshalb drängen wir. „Ja", sagt Friedrich Friedrichowitsch, „gehen wir zu Emma und Friedrich, die sind schon Rentner und werden bestimmt zu Hause sein. Friedrich und ich, wir haben jahrelang als Traktoristen zusammengearbeitet. Aber vorher müßt Ihr noch schnell unsere Ausstellung besuchen, sonst redet der Johannes kein Wort mehr mit mir." Die Ausstellung „Das Porträt im Schaffen des Bildhauers" zeigt von Johannes Sommer aus Barnaul vorrangig Büsten, sie sind aus Gips, Bronze, Kupfer, Holz, Ton, Marmor und stellen Mütter dar, einen im Krieg gefallenen Helden, einen Partisanen, eine Weberin, eine Melkerin, eine Ackerbauernfamilie, einen Brigadier, einen Bauarbeiter, einen Major der Miliz, einen Offiziersschüler, einen Kunsttischler, auch den Helden der sozialistischen Arbeit und Deputierten des Obersten Sowjet, „unseren" Friedrich Friedrichowitsch Schneider, in Bronze gegossen, blickt er strengen Auges auf uns. Behagt es ihm, zu Lebzeiten schon verewigt zu sein? „Ich find' mich drein", lacht er, „zumal ich überhaupt keine Ähnlichkeit mit mir feststellen kann." Nun, wir erkennen ihn auf Anhieb. Johannes Sommer, Jahrgang 1922, im sowjetdeutschen Dorf Wittmann im Gebiet Saratow geboren, ist seit 1975 als einziger sowjetdeutscher Bildhauer aus dem Altai Mitglied des Künstlerverbandes der UdSSR.

Wie Emma und Friedrich nach Podsosnowo gelangten

Als wir hören, daß Emma und Friedrich ebenfalls Schneider heißen, erfahren wir sogleich, daß dies der Name von etwa 20 Prozent der Dorffamilien ist, die meisten sind jedoch miteinander nicht verwandt. Ihnen auf dem Fuße folgen die Schmidts und Kaisers; die beliebtesten Vornamen sind bei jung und alt Emma und Maria, Friedrich und Alexander. Unsere Namen hat man nie gehört, Detlev gar wird eher als Nachdenn als Vorname angesehen. Auch Emma und Friedrich Schneider sprechen gut verständlich deutsch mit uns, aber auch sie wissen nicht, was für einen Dialekt sie sprechen, auch nicht, aus welchen deutschen Landen ihre Altvorderen stammen. Beiden bekannt ist, daß Podsosnowo im Jahre 1894 von wolgadeutschen Siedlern gegründet worden ist. 1894, da lebten aus Deutschland Ausgewanderte schon weit über 100 Jahre in russischen Gebieten. Die Anwerbung von Aussiedlern nach Rußland hatte schon vor Katharina II. begonnen, vorrangig hatte man Gelehrte und Militärs ins Land geholt. Unter der Herrschaft der Zarin aber, der ehemaligen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, wurde die Anwerbung zu einer Massenerscheinung; denn der russische Staat brauchte Bauern und Handwerker, die mithelfen sollten, damalige Randgebiete Rußlands zu besiedeln. Um 1765 entstanden die ersten Kolonien an der Unteren Wolga, wo sich die Einwanderer aus unterschiedlichsten Landen des damals noch in zahlreiche Fürstentümer zersplitterten Deutschlands niederließen. Im Laufe von Jahrzehnten kamen weitere Auswandererströme, bis Ende des 19. Jahrhunderts gab es 300 deutsche Kolonistendörfer. Der Historiker Josef Schleicher, Redakteur der in Slawgorod erscheinenden deutschsprachigen Zeitung „Rote Fahne", erläuterte uns dazu: „Mit der Zeit brachte besonders an der Wolga der Bevölkerungszuwachs einen starken Überschuß an Arbeitskräften mit sich und einen akuten Landmangel. So bildeten sich sogenannte Tochterkolonien in der Orenburger Gegend, in Kasachstan, in Mittelasien. Als 1889 ein Erlaß die freiwillige Übersiedlung nach Sibirien gestattete, machten sich viele Deutsche von der Wolga bis in den Altai auf den Weg.

1890 wurde hier das erste deutsche Dorf gegründet, 1894 mit Podsosnowo das

Tochter Emma Schneider, Kontrolleurin in der Bierbrauerei

Telefon, jede dritte ein Auto, leisten könnten es sich mehr, wenn es genügend Fahrzeuge gäbe. Ansonsten hat man meist noch Sickergruben und grundsätzlich Ofenheizung, aber vor Friedrich Friedrichowitschs geistigem Auge prunkt schon ein kleines Wärmekraftwerk. „Aufgabe meines Nachfolgers", sagt er. Nachfolgers? Der Vorsitzende, schon im Rentenalter, ist fest entschlossen, alle Fäden sehr bald in jüngere Hände zu legen. „Wissen Sie schon in welche?" möchte ich wissen. Er halte drei junge Männer des Dorfes für nahezu gleich gut geeignet. „Wir werden uns im Dorfsowjet für den besten entscheiden."

Ob wir mal sehen wollen, auf welcher Terrasse er im Sommer seinen Ruhestand genießen werde – bei einem kühlen Podsosnowoer Bierchen, versteht sich? Wir wollen und staunen Augenblicke später

Familie Friedrich und Emma Schneider mit Töchtern, Schwiegersohn und Enkeln

zweite. Heute leben im Slawgoroder Rayon mehr als 125 000 Sowjetdeutsche."

Emmas Großeltern kamen 1908 aus dem deutschen Dorf Weizenfeld im Gebiet Saratow hierhier, Emmas Mutter war damals sieben Monate alt. Josef Schleicher: „Das war die Zeit der Stolypinschen Periode, die Jahre der Agrarreform, als sich wiederum Tausende Menschen wegen Ackerbodens in den sibirischen Teil des Landes auf den Weg machten."

Friedrich gelangte 1947 als Einundzwanzigjähriger nach Podsosnowo, er stammt aus der ASSR der Wolgadeutschen, die sechs Jahre zuvor aufgelöst worden war. Zur Gründung der Wolgadeutschen Republik war es 1924 gekommen, sie war aus dem bereits 1918 gebildeten Autonomen Gebiet der Wolgadeutschen (auch als „Arbeitskommune" bezeichnet) hervorgegangen. Josef Schleicher: „Der Erlaß zur Aufhebung der Wolgadeutschen Republik und zur Umsiedlung der gesamten Bevölkerung erfolgte im August 1941. Obwohl der Erlaß formal nur die Wolgadeutschen betraf, die der Spionage und Kollaboration mit Hitler bezichtigt wurden, waren faktisch alle Sowjetdeutschen, von denen es in jener Zeit etwa eineinhalb Millionen gab, davon betroffen. Neben der autonomen Wolgarepublik existierten noch 11 nationale deutsche Rayons, einer im Altai mit der ‚Hauptstadt' Halbstadt, dem heutigen Nekrassowka; auch sämtliche Rayons wurden aufgelöst. Die in Sibirien eingetroffenen ausgesiedelten Deutschen wurden auf einzelne Dörfer verteilt, nach Podsosnowo kamen etwa hundert Aussiedler. Deutsche durften von diesem Erlaß an auch nicht mehr als Soldaten an die Front, sondern wurden in der sogenannten Arbeitsfront zu Arbeiten im Hinterland herangezogen, vorrangig zu schweren Arbeiten in der Taiga, in Kohlegruben, auf Baustellen." Friedrich Schneider, Jahrgang 1928, war nicht im Einsatz an der Arbeitsfront, denn dorthin kamen nur Männer, später auch Frauen, die das 16. Lebensjahr vollendet hatten. „Nach dem Krieg", so sagt er, „wurde den Ausgesiedelten nach und nach das Recht eingeräumt, zu ihren Familien zurückzukehren. Meine Mutter war verschollen, mein Vater 1937 infolge der Repressalien grundlos verhaftet worden; 1946 kam aus dem nördlichen Magadan sein unwiderruflich letzter Brief. Ich ging 1947 nach Podsosnowo, wo entfernte Verwandte von mir lebten. Ein Jahr später heiratete ich die Emma."

„1948", erläutert Josef Schleicher, „das war das Jahr, als ein neuerlicher Erlaß es den Deutschen nicht mehr gestattete, die sogenannten Sonderwohnorte zu verlassen. Bis 1955 – als die Sonderaufsicht aufgehoben wurde – war es praktisch keinem Sowjetdeutschen möglich, Mitglied der Partei zu werden, ein Studium aufzunehmen oder in der Sowjetarmee zu dienen."

So absolvierte der Bildhauer Johannes Sommer zum Beispiel erst als Sechsunddreißigjähriger die Volksuniversität der Künste, Friedrich Friedrichowitsch Schneider, Jahrgang 1926, mit 33 Jahren sein Agronomiestudium. Im August 1964 rehabilitierte ein Erlaß die Sowjetdeutschen und bezeichnete die Anschuldigungen ihnen gegenüber als Ausdruck der Willkür unter den Bedingungen des Personenkults. „Die nicht zu Ende geführte öffentliche Rehabilitierung eines ganzen Volkes", ist in der „Prawda" vom 10. März 1989 zu lesen, „wirkte sich negativ auf die Befriedigung seiner nationalen Bedürfnisse, die Entwicklung der Muttersprache und der Kultur aus." Josef Schleicher: „Vor dem Krieg wurde in 450 Schulen muttersprachlicher Deutschunterricht erteilt, und es gab 5 Hochschulen; gegenwärtig noch nichts von beidem."

„Wir warten", sagt Emma Friedrich, „Sonnabend für Sonnabend sehnsüchtig auf die deutschsprachige Rundfunksendung. Aber es sind wöchentlich nur 45 Minuten. Natürlich freuen wir uns auch, daß seit Juli 1988 im Altai eine deutschsprachige Fernsehsendung ausgestrahlt wird, bisher einmal im Monat eine halbe Stunde..."

In Barnaul hatten wir mit Emma Rische gesprochen, sie ist Redakteurin, Sprecherin, Moderatorin des Staatlichen Rundfunk- und Fernsehkomitees, einzige Mitarbeiterin, sowohl zuständig für die deutschsprachigen Rundfunk- als auch für die Fernsehsendungen. „Es gibt keinen Nachwuchs", bedauert sie. „Wir finden niemanden, der eine journalistische Ausbildung hat und hochdeutsch sprechen kann."

Die 1957 gegründete „Rote Fahne" – Emma und Friedrich haben sie abonniert – hat eine Auflage von knapp 3000 Exemplaren. Chefredakteur Rudolf Ehrhard sagte uns in Slawgorod: „Wir alle hoffen sehr, daß in irgendeiner Form wieder eine Autonomie für die Deutschen errichtet wird. Das ist auch für diejenigen wichtig, die nicht an die Wolga zurückkehren wollen; denn eine Autonomie bedeutet mehr Mitspracherecht und damit auch mehr Möglichkeiten, die deutsche Sprache und Kultur zu pflegen. Im letzten Jahr sind viele Sowjetbürger deutscher Nationalität in ihre ‚historische Heimat', gelegen auf dem Territorium der heutigen BRD, ausgewandert, vor allem aus Kasachstan. Bei einer dortigen Rundfunkumfrage stellte sich heraus, daß viele Sowjetbürger in Kasachstan nicht wußten, daß die Deutschen seit Jahrhunderten angesiedelt sind, viele hielten sie für die Nachfahren deutscher Kriegsgefangener. Bei uns im Altai fühlen wir Sowjetdeutschen uns heimisch, hier weiß jeder, wer wir sind. Wir wurden ja während des Krieges auch nicht ausgesiedelt, wir waren ja in Sibirien schon sehr lange."

Als wir in Slawgorod weilten, fand gerade ein Seminar für Deutschlehrer der umliegenden Orte statt. Der Chefredakteur der „Roten Fahne" organisierte in seiner Redaktion für uns eine kurze Begegnung mit ihnen. Keine Deutsch-Lehrerin hier, egal, ob Muttersprachlerin oder Russin, schloß sich der Forderung nach einem Unterricht in deutscher Sprache aus, vielleicht, so schränkte man ein, nicht in allen Fächern, aber zum Beispiel in Literatur, Geschichte, Musik... Auch in Podsosnowo wird Deutsch lediglich als Fremdsprache unterrichtet, allerdings hat man erweiterten Deutschunterricht – von der 1. Klasse an – fünf Stunden wöchentlich. „Sie werden bestimmt schon bemerkt haben", sagt Friedrich Schneider, „daß sich viele junge Leute im Dorf nicht mehr frei in deutscher Sprache unterhalten können. Unsere Töchter sprechen noch ganz gut, aber schon unsere Enkel bevorzugen die russische Sprache." – „Wir denken oft darüber nach", ergänzt Emma Friedrich, „wie das ohne Autonomie weitergehen soll. Unsere deutsche Sprache jedenfalls würde eines nicht mehr fernen Tages vergessen sein. Aber wir vertrauen auf das vorgesehene Nationalitätenplenum der Partei."

In diesem Zusammenhang stehen in der „Prawda" vom 10. März dieses Jahres die Worte: „Heute gilt es, alles mögliche zu tun, um unseren deutschstämmigen Mitbürgern bei der Wiederherstellung ihrer Staatlichkeit zu helfen, die ihnen in der Zeit weggenommen wurde, als ganze Völker zu ‚Volksfeinden' abgestempelt wurden. Natürlich wird man in vielem praktisch bei Null anfangen müssen. Nicht alle werden bereit sein, ihre neuen Wohnorte zu verlassen, wo man bereits tiefe Wurzeln geschlagen hat und wo einem vieles lieb und teuer geworden ist. Aber auch dort, wo einst die Republik der Wolgadeutschen bestanden hat, ist heute eine völlig neue Situation. Jegliche Aktionen, die zur Wiederherstellung der Staatlichkeit der Sowjetdeutschen unternommen werden können, müssen natürlich wohlüberlegt und taktvoll sein und den Interessen aller Rechnung tragen."

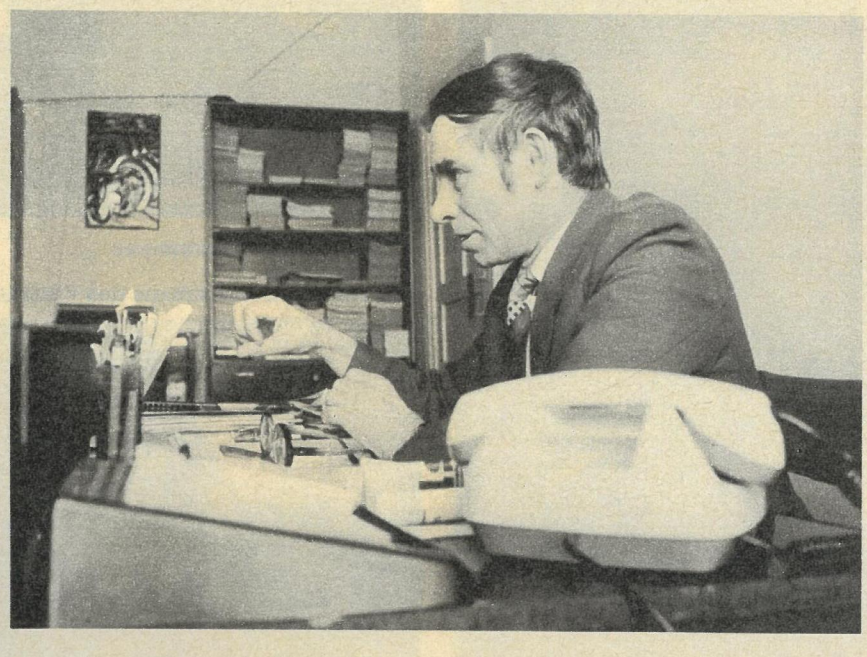
Friedrich oder Fjodor?

Abends, wieder im Slawgoroder Hotel, sichte ich meine Unterlagen, dabei betrachte ich auch die Visitenkarte des Kolchosvorsitzenden genauer. Auf der einen Seite steht in lateinischen Buchstaben „Schneider, Friedrich Friedrichowitsch", auf der anderen in kyrillisch: „Schnaider, Fjodor Fjodorowitsch". Als wir am nächsten Tag noch einmal für ein paar Stunden nach Podsosnowo kommen, frage ich den Kolchosvorsitzenden, welche denn nun die Vorder- und welche die Rückseite seiner Visitenkarte sei. Er lacht sein unverwechselbares Lachen – er gehört übrigens zu den Menschen, die ich mir um nichts in der Welt griesgrämig vorstellen kann – und sagt: „Ich bin nicht einfach ein Deutscher, der zufällig in der Sowjetunion lebt, sondern einer, der durch seine Vorfahren zu einem Bürger der Sowjetunion geworden ist, seiner Nationalität nach deutsch – wie ein Jukagire jukagirisch oder ein Rutule rutulisch ist. Meine Visitenkarte jedenfalls hat weder eine Vorder- noch eine Rückseite."

Die Zeit eilt heute sehr. Auf uns wartet bereits das Podsosnowoer Folkloreensemble „Morgenrot", um für uns aus seinem etwa zweistündigen Repertoire, lustige Schnaderhüpfel meist, aufzuspielen und zu singen. Das Ensemble besteht seit 1983 und hat schon vielen Menschen außerhalb des Dorfes und des Rayons Freude bereitet. Auch Emma und Friedrich Schneider lassen dialektlaut ihre Stimmen erklingen. „Unsere Ensemblemitglieder waren gerade auf Tournee", erzählt Friedrich Friedrichowitsch. „Dreitausend Rubel haben sie verfahren, aber das macht nichts, der Kolchos hat das Geld dafür, und für die Leute ist's wichtig. Die Emma hat erzählt, wie viele, besonders alte Leute, vor Rührung geweint haben,

Emma Rische von Funk und Fernsehen

Rudolf Ehrhard, Chefredakteur der „Roten Fahne" in Slawgorod



Die Hochzeitsgäste strömen Richtung Dorfgaststätte ... (oben)

Auftritt des deutschsprachigen Gesangs- und Tanzensembles (rechts)

Die Pelztierzuchtfarm, eingerichtet für 40 sommerliche Plus- und 40 winterliche Minusgrade (Bild unten)

Blick in das Dorfwarenhaus

Das winzige Sommerhaus des Kolchosvorsitzenden

Die Braut geht aus dem Haus

weil sie seit 1941 das erste Mal wieder deutsche Volkslieder hörten."

An der Hochzeitstafel dann, wo man Mühe hat, sein eigenes Wort zu verstehen, so hoch schlagen die Festtagswogen, sagt Friedrich Friedrichowitsch: „Schreib's ruhig bei euch, uns geht es gut. Wir essen und wohnen so gut, wie wir arbeiten. Im Dorf verstehen wir uns, hier will keiner weg, weder an die Wolga noch in die BRD. Ich weiß sehr gut, daß das in Kasachstan viel komplizierter ist... Na, und was unsere deutsche Kultur und Muttersprache anbelangt, hast ja eben gerade unser Ensemble gesehen – so sind wir selbst dabei, schon einiges zu tun."

Als der Abschied naht und wir geküßt und gedrückt werden und küssen und wiederdrücken, sagt Friedrich Friedrichowitsch, der sich gern bildlich ausdrückt: „Weißt du, bei uns im Altai ist jeder Hase dort zu Hause, wo er gedeckt hat." Ein von mir nicht unbemerkter Blick gilt bei diesem Ausspruch dem neugebackenen Ehepaar Schmidt...

● Wörtlich

Ich muß zugeben, daß die Reaktion der kapitalistischen Staaten auf die sowjetischen Friedensvorschläge nicht allzu konstruktiv war. Meiner Ansicht nach entsprechen deren praktische Schritte nicht den Erfordernissen eines neuen Herangehens an die internationalen Beziehungen. Es ist notwendig, diese Konzeptionen zielstrebiger in der internationalen Zusammenarbeit zu verwirklichen.

Carmelo Mifsud Bonnici, Führer der Labour Party Maltas, ehemaliger Premierminister

● Kurz berichtet

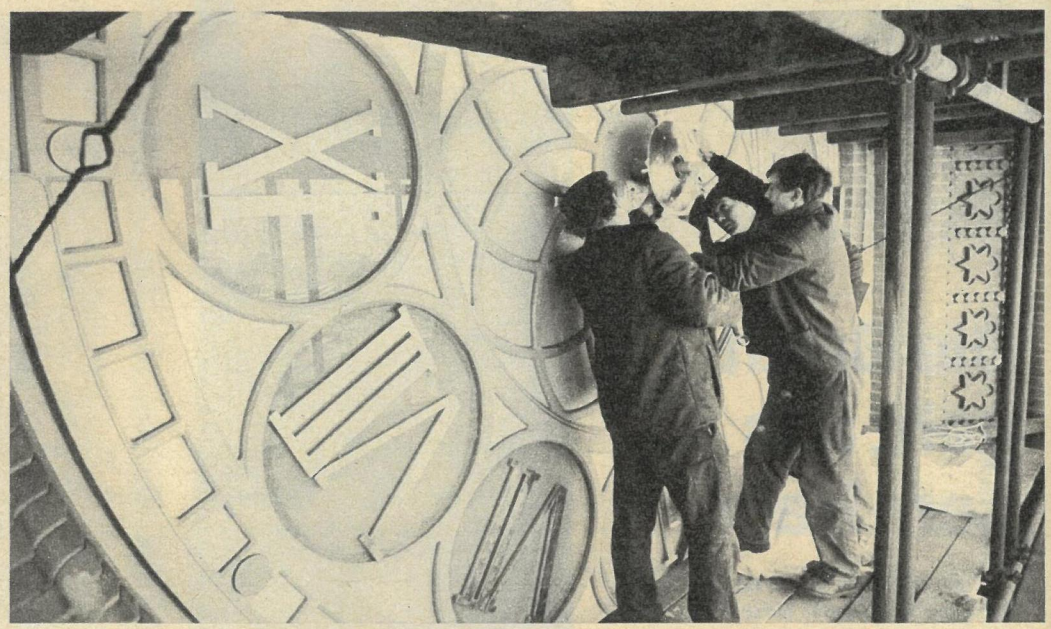
Auf der Insel Haian in Südchina ist eine neue Raumfahrtbasis errichtet worden. In Kürze sollen von diesem Stützpunkt Raketen starten, die in der Lage sind, Forschungen aus einer Höhe von 120 Kilometern zu betreiben.

Ukrainische Hydrobiologen und -mechaniker entwickelten eine Methode zur Beseitigung der schädlichen Blaualgen und für ihre Verwendung in der Wirtschaft. Von einem Schiff mit geringem Tiefgang wird die Oberfläche der Binnengewässer dabei zugleich auch von anderen Schmutzpartikeln und Erdölpfützen gesäubert. Blaualgen und Schadstoffe lassen sich, wie Versuche ergaben, als Düngemittel für Gemüsekulturen und Getreide verwenden.

Da in zehn bis zwölf Kilometer Höhe die Windgeschwindigkeit ständig 25 bis 30 Kilometer in der Sekunde beträgt, entwickelten sowjetische Ingenieure das Projekt eines Troposphären-Kraftwerkes. Die etwa 30 Tonnen schwere Kraftstation soll von einem Fesselballon getragen werden, Transformator und Steuerzentrale werden am Boden stehen. Wird eine größere Anzahl derartiger Windkraftwerke betrieben, so ist der Strom im Vergleich zu der von herkömmlichen Kraftwerken erzeugten Energie fünf- bis sechsmal billiger.

Auf der Karte der Sowjetunion gibt es ungewöhnliche Namen. Einer davon ist Eldorado. Diese Siedlung liegt in Sibirien, 80 km von Sewero-Jenissejsk entfernt. Ihr Name ist mit Gold verbunden. Das erste wurde hier bereits 1838 gefunden. Eine Förderung in größerem Maßstab unternahm jedoch erst zu Beginn unseres Jahrhunderts der Kaufmann Wlasow, der auch die Siedlung auf den exotischen Namen taufte. Gold wird in Eldorado noch heute gefördert.

Uhr-sächliches aus Leipzig



Welche Ursachen zu speziellen Uhr-Sachen in der Messestadt an der Pleiße führten, ist nicht genau bekannt. Bekannt hingegen ist, daß 1808 Friedrich Zachariae in seiner kleinen Werkstatt am Leipziger Markt Turmuhren und Glockenspiele zu reparieren begann. Zwei Jahrzehnte später hatte Bernhard, der Sohn des Meisters und Ratsuhrmachers, den Handwerksbetrieb des Vaters zur Manufaktur entwickelt. Die hier gefertigten Chronometer wurden bald über die Landesgrenzen hinaus bekannt. 1928 schließlich schrieb die Firma Zachariae ein Stück Stadtgeschichte: Sie schuf Turmuhr und Glockenmänner für das von dem Leipziger Bankier Hans Koch gestiftete erste Hochhaus der Stadt am heutigen Karl-Marx-Platz. Nicht weit von hier, nahe dem Neuen Rathaus, haben die Nachfolger Zachariaes ihr Domizil: der VEB Spezialuhren Leipzig. Die 24 Werktätigen des kleinen, in unserer Republik einmaligen Industriebetriebes setzen mit Erfahrung und Geschick fort, was ein Handwerksmeister in ihrer Stadt vor mehr als 180 Jahren begann. Und Zachariae würde nicht schlecht staunen, könnte er sehen, wie die Spezialuhrenbauer – nicht mehr Uhrmacher, sondern allesamt Feinmechaniker oder Schlosser von Beruf – auf der Höhe der Zeit stehen. Sie produzieren – neben Wartung und Pflege von Großuhren auf Rathäusern und Kirchen – beispielsweise schmucke Schmuckuhren für die Binnenfahrgastschiffe aus Boizenburg, die als schwimmende Urlauber-Hotels Wolga, Dnepr und Don befahren. Sie sind Hersteller von Kabinenuhren für neugebaute Hochseeschiffe. Kaum eine Bahnhofsuhr in unserer Republik, die nicht aus ihrem Betrieb stammt. Sonderanfertigungen für Sporthallen, Stadien sowie Schulneubauten gehören ebenfalls zu ihrer Erzeugnispalette. Viele Neuanfertigungen besitzen Quarzimpulsgeber, die den elektrischen Antriebswerken höchste Ganggenauigkeit verleihen – eine verdienstvolle Eigenentwicklung des Leipziger Spezialbetriebes, dessen Uhren auch im Ausland gefragt sind. Betriebsdirektor Oswald Peschke erinnert sich gern seiner weitesten, südlichsten Dienstreise. Sie führte ihn 1973 nach Sana, Hauptstadt der Jemenitischen Arabischen Republik, wo die Hauptpost eine Leipziger Uhr bekam. Weit früher noch hatte das Telegraphenamt in Peking einen Zeitmesser aus der Messestadt erhalten. Und wenn sich demnächst die Jugend der Welt in Phjòngjang trifft, sollten sich unsere Abgesandten die Bahnhofsuhr (ganz oben) genau anschauen. Die kommt ebenfalls aus Peschkes Betrieb. Wie auch die Rathausuhren in der bulgarischen Bezirksstadt Lowetsch und in Lepiza und Wischowgrad. Peschkes Mannen brauchen für ihre interessante Arbeit eine Handvoll zuverlässiger Kooperationspartner. Einer der wichtigsten und langjährigsten: der Leipziger Vergoldermeister Ralf Wirth, der Zeigern und Ziffern den nötigen Glanz verleiht. Auch die Zeiger der Uhr vom Berliner Roten Rathaus wurden in Leipzig generalüberholt, während das mit dem technischen Teil an Ort und Stelle geschah. Gerhard, Frank und Kurt (Foto), die die frisch vergoldeten Zeiger der vorfristig in Gang gesetzten Rathausuhr montierten, gehören ebenfalls zu Peschkes Truppe.

Horst Goldschmidt (Text)
Volker Hohlfeld (Foto)

Zusatzfoto: Auslandsdienst

Russisch weltweit

Auskünfte für FREIE WELT gab der Direktor des Moskauer Puschkin-Instituts für russische Sprache, Akademiemitglied Professor Vitali Kostomarow.

Ihr Institut wurde im Jahre 1973 gegründet. Was war die Ursache dafür?

Wir reagierten damit auf das gestiegene allgemeine Interesse für die russische Sprache, die inzwischen zu den Weltsprachen gehört. In vielen Ländern zählt Russisch zu den drei oder vier Fremdsprachen, die in Schulen Pflichtfach sind. Allerdings wird Russisch erst seit relativ kurzer Zeit in der Welt weithin studiert. Manch einer bringt das mit dem Start von Sputnik 1 in Verbindung. Ich meine jedoch, daß die Gründe viel tiefer liegen. Offenbar hat die Verbreitung unserer Sprache etwas mit der Position der Sowjetunion in der Welt, mit ihrer politischen Wirkung und natürlich mit der weltweiten Autorität der russischen Literatur zu tun.

Wie nun unterstützt Ihre Lehreinrichtung das gewachsene Interesse an der Sprache Puschkins?

Das geschieht in zweierlei Weise. Einmal durch Weiterbildung, zum anderen durch Forschung. Unser Institut ist deshalb in zwei Abteilungen gegliedert. Was die Weiterbildung der ausländischen Russischlehrer betrifft, so dauert sie zwei bis neun Monate. Innerhalb eines Jahres besuchen rund 3500 Pädagogen aus 60 Ländern unsere Weiterbildungslehrgänge. Die Forschungsabteilung indes arbeitet an Lehrmaterial, gibt Lehrbücher, Wörterbücher und Programme für Videolehrgänge heraus.

Der Zuwachs an Interessenten für die russische Sprache ist weltweit. Allein in den USA soll sich ihre Zahl in jüngster Zeit verdreifacht haben…

So ist es. Wir freuen uns über diese Tatsache. Für uns war sie Veranlassung, unsere Lehrpläne und Methoden zu überprüfen. Immer populärer wird in unserem Land die sogenannte Pädagogik der Zusammenarbeit. Wir betrachten den Lernenden weniger als Objekt, denn vielmehr als Subjekt des Unterrichtsprozesses. Die Schule ist ja schließlich nicht dafür da, den Lehrern Arbeit zu geben, sondern um die Schüler zu lehren, sie klüger zu machen, sie auf das Leben vorzubereiten. Und genau das haben wir leider oft vergessen. Der Lehrer hat also heute die Aufgabe, den Lernenden zu interessieren, und zwar nicht zuletzt durch Aufmerksamkeit und Sympathie. Da gibt es viele Wege. Man kann beispielsweise die Studenten durch Informiertheit, Problemstellung und Kühnheit der Aussage verblüffen, doch man kann sie auch durch Charme, Äußeres, ja sogar durch Kleidung beeindrukken. Solche scheinbar äußerlichen Faktoren können den Lernenden fürs Leben von der Wissenschaft abstoßen, ihn aber auch in seiner Liebe zur Wissenschaft bestärken.

Wer weckte bei Ihnen diese Liebe?

Mein Lehrer, der weltbekannte Sprachwissenschaftler Winogradow. Er beeindruckte mich so sehr, daß ich ihn in allem nachahmen wollte. Ich wollte die gleichen Bücher lesen wie er, sprechen wie er, seine Gesten übernehmen und so weiter. Es gibt also – wie ja mein eigenes Beispiel zeigt – viele Mittel, die Studenten vom Unterrichtsschlaf abzuhalten, sie zu lebhaftem Mitwirken zu erziehen. An unserem Institut muß der Lehrer darüber hinaus noch mit den staatlichen und nationalen Besonderheiten der Hörer, mit ihrem Temperament, ihrer traditionellen Denkweise und ihrem recht unterschiedlichen Bildungsstand rechnen.

Diese Besonderheiten finden gewiß auch in den Lehrbüchern ihren Niederschlag.

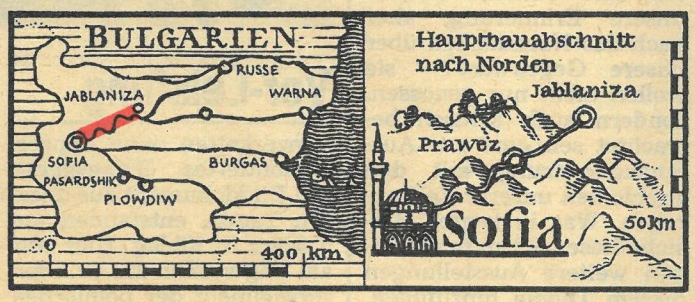
Gewiß, und zwar von der ersten bis zur letzten Seite. In diesem Zusammenhang vertrete ich die Meinung, daß jedem Autorenkollektiv ein Gestalter des Landes angehören muß, für das das Lehrbuch geschaffen wird.

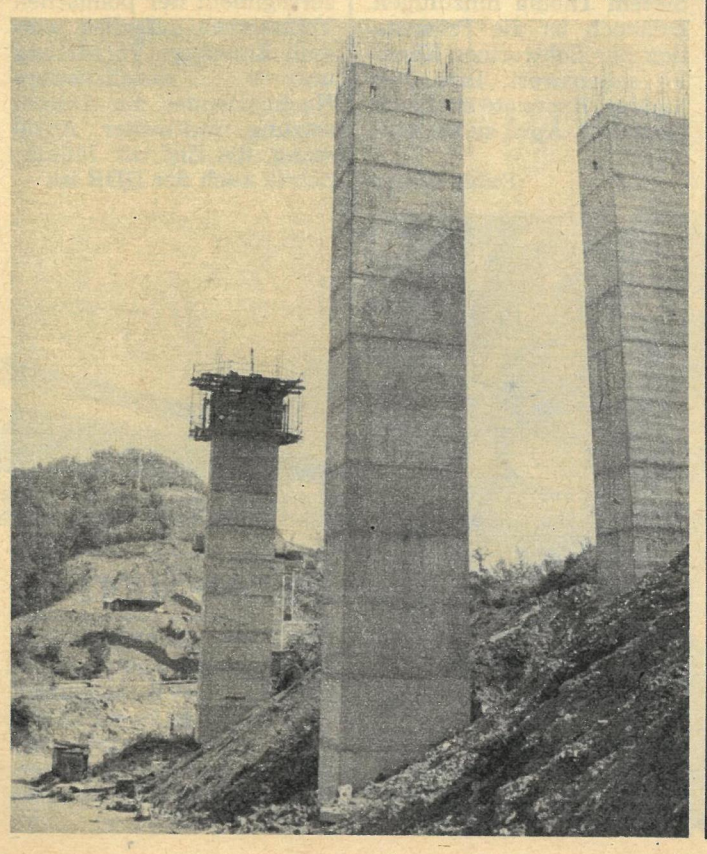
Interview:
Dmitri Alexejew/APN

Thrakia-Trasse über'n Berg

Als die Autobahn-Magistrale „Haemus" vor zwei Jahren mit durchgehendem Verkehr das attraktiv gewordene Balkanstädtchen Prawez – Bulgariens neues Mikroelektronik- und Computerzentrum – erreichte, hatten ihre Erbauer den Kamm des Balkangebirges endgültig überwunden. Im harten Ringen, durch ein volles Jahrzehnt, war die zweibahnige, jeweils dreispurige „Haemus"-Piste über 18 Klein- und Großbrücken sowie durch drei Doppelröhren-Tunnel geführt worden: insgesamt 6,2 Kilometer Bauwerke auf 42,5 Kilometer Trassenstrecke! Von den Brücken ist der 749 Meter lange, auf elf gigantischen Pfeilern ruhende, 125 Meter hohe Bebresch-Viadukt seither die höchste Straßenbrücke der Balkan-Halbinsel. Mittlerweile sind die Trassen-Bauleute, hinter Prawez, weiter ins nördliche Vorgebirge gelangt – bis zum 30 Kilometer entfernten Jablaniza –, und damit sozusagen weitgehend über'n Berg. Zwar hat der diesjährige, ungewöhnlich frühe Wintereinbruch mit extrem starkem Schneefall bereits Ende Oktober das Baugeschehen, ähnlich wie auch schon in vorangegangenen Wintern, abschnittsweise erheblich beeinträchtigt, doch auf einigen Teiletappen rollte der Verkehr bereits seit Frühherbst über die neue Piste, die demnächst, nunmehr zwischen Prawez und Jablaniza, die bisherige Kartendistanz, bemessen nach der ziemlich kurvenreichen Fernstraße, um einige Kilometer verkürzt. Im Teilstück zwischen der Balkan-Kuppe Praweschko chalmowe, durch das die „Minjori" mittels Stoßbohrmaschine und Dynamit einen weiteren, rund 800 Meter langen Tunnel vorgetrieben haben, sowie deren nordöstlich gegenüberliegenden Hügeln entstehen gegenwärtig zwei je 850 Meter lange Großviadukte (unser Foto von der Bauphase zeigt die riesigen Stützpfeiler). Während dort, an den Bergflanken jenseits der nördlichen Mundlöcher des Prawezer Doppelröhren-Tunnels, die Vollendung des Tunnel-Brückensystems noch einige Zeit in Anspruch nehmen wird, können Bulgariens Autofahrer vermutlich bald nach der Schneeschmelze mit erneutem Zeitgewinn bei ihrer Fahrt übers Balkangebirge rechnen…

Helmuth Pelzer





Wortmeldung von der Wismut

„Das Klima in unserer Brigade ist gut. Einer ist für den anderen da. Wird ein Problem erkannt, wird es angepackt und auf Bergmannsart gelöst." So schrieb uns Horst Adler, Brigadier der Jugendhauerbrigade „Wilhelm Pieck" im Bergbaubetrieb Schmirschau der SDAG Wismut. Doch lesen wir weiter: „Wir sind ein ‚Kollektiv DSF', erkämpften zwölfmal den Titel ‚Kollektiv der sozialistischen Arbeit', wurden mit der DSF-Ehrennadel in Gold ausgezeichnet und bekamen den Orden ‚Banner der Arbeit' verliehen." Auszeichnungen sind Ansporn, nicht Ruhekissen. So sei denn die Frage gestattet, was sich die Kumpel um Horst Adler für dieses, das vierzigste Jahr unserer Republik vorgenommen haben: „Wir wollen die Arbeitsproduktivität über den Plan hinaus auf 103 Prozent, die Norm auf 107 Prozent steigern, eine Qualitätsnote von 1,8 halten und je Arbeitskraft und Schicht Material im Wert von 3,30 Mark einsparen. Außerdem haben wir uns vorgenommen, 50 Prozent regenerierten Bohrstahl einzusetzen und auch so die Kosten zu senken. Wir haben bisher alle Plan- und Wettbewerbsziele erfüllt und wichtige Kennziffern überboten. Bis zum Pfingsttreffen der FDJ wollen wir 40 Prozent unserer Jahresaufgaben realisieren, bis zum 40. Jahrestag unserer Republik sollen es 80 Prozent sein." Und gewissermaßen als Punkt aufs i nennt Horst Adler ein weiteres wichtiges Vorhaben seines Kollektivs: „Unsere als Neuerervereinbarung abgeschlossene MMM-Aufgabe ‚Senkung der Verdünnung des Erzes im Schichtgrenzenabbau', die wir mit Engagement lösen, wird jährlich einen kalkulierten Nutzen von 200 000 Mark erbringen." Sicher wird die Wilhelm-Pieck-Brigade auch hierbei erfolgreich sein, denn die Kumpel wissen warum und wofür: „Uns ist klar, daß nur durch täglich hohe Arbeitsleistungen die konsequente Fortsetzung der ökonomischen Strategie der Partei gesichert werden kann – die Erfüllung der Hauptaufgabe in ihrer Einheit von Wirtschafts- und Sozialpolitik. So gehen wir mit dem Blick auf den XII. Parteitag der SED am 7. Mai mit erfüllten Plänen zur Wahl und geben unsere Stimme den Kandidaten der Nationalen Front." *Bruno Bertelmann*

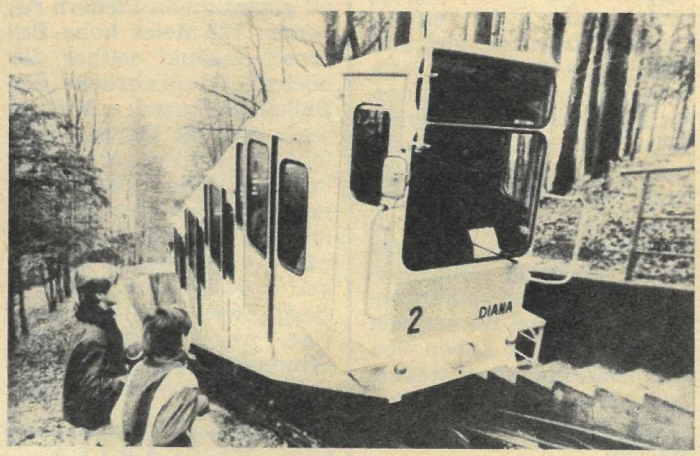
Mecklenburg am Festungsgraben

Über 40 Mecklenburger Künstler fordern zum Betrachten ihrer in der Begegnung mit der Sowjetunion entstandenen Arbeiten auf. Sie sind in der Galerie Am Festungsgraben, im Zentralen Haus der Deutsch-Sowjetischen Freundschaft in Berlin zu sehen. Maler, Grafiker, Keramiker und Formgestalter verschiedener Generationen lassen mit ihren Arbeiten das „Erlebnis Sowjetunion“ – so der Name der Ausstellung – nacherleben. Was sich hier dem Auge darbietet, sind bekannte, längst vertraute Themen wie Revolution, Krieg und Nachkrieg, Aufbau, Rückbesinnung auf formal und inhaltlich Bewährtes. Seit langem tätige Maler und Grafiker wie Carl Hinrichs (oben: „Freundinnen“) oder Joachim John stehen neben dem Literaturillustrator Michael Wirkner, der Grafikerin Thea Kowar oder den Malern Wilfried Wolk (unten: „Verwirrte Gesellschaft beim Erscheinen der apokalyptischen Reiter“, 1987 entstanden), und dem jüngeren Paul Eisch, der im vergangenen Jahr Adolf Edelberg, einen der Kulturoffiziere der SMAD porträtiert hat. Sie alle zeichnet eine differenzierte Verarbeitung jener Themen aus und eine meisterliche Handschrift. Motive und Gestalten, Farben und Formen fordern unsere Erinnerung, aber auch das Nachdenken über unsere Gegenwart – sie wollen nicht nur genossen, sondern auch kritisch betrachtet sein und zur Auseinandersetzung mit den Problemen unserer Zeit anregen. Was in letzter Hinsicht dieser Schau fehlt, mögen weitere Ausstellungen diesem Thema hinzufügen. Dennoch ist die Präsentation der Schweriner Künstler sehenswert. Ihre über hundert Exponate sind noch bis zum 7. April zu besichtigen.

Salus Winter

Glück-Wünsche

Der Präsident der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, gratulierte Vizepräsident Heinz Kuhrig herzlich zum 60. Geburtstag und überbrachte ihm die Grußadresse des ZK der SED. Außerdem überreichte er ihm Urkunde und Ehrenspange zum Vaterländischen Verdienstorden in Gold. Sie war dem Jubilar vom Staatsrat in „Würdigung überragender Verdienste beim Aufbau und bei der Entwicklung der sozialistischen Gesellschaftsordnung in der Deutschen Demokratischen Republik und der Festigung der Freundschaft zwischen den Völkern“ verliehen worden.

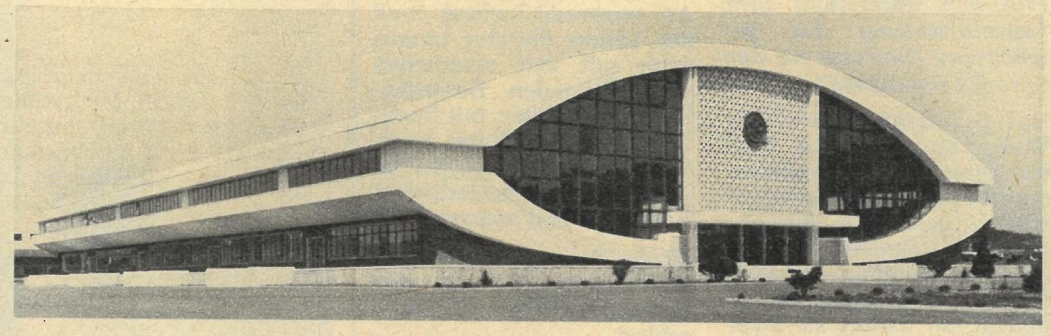


Seil-Bahn

Nach mehrjähriger Rekonstruktion wurde im weltbekannten Karlovy Vary die Seilbahn wieder in Betrieb genommen, die vom Grandhotel Moskau zum Aussichtsturm Diana führt, der im Sommer der Öffentlichkeit erneut zugänglich gemacht wird. Die Kabinen der Bahn, die einen Höhenunterschied von 166 Metern überwindet, bieten 49 Fahrgästen Platz.

Vor-Leistung

Panzerketten ohne Panzer, demontiertes Kriegsgerät. Ein Bilddokument aus unseren Tagen, entstanden am 5. März in Elblag. Hier war am Tag vorher das 60. Panzerregiment der polnischen Volksarmee aufgelöst worden: Einseitige Vorleistung unseres sozialistischen Nachbarlandes zur Durchsetzung weltweiter Abrüstung, die Ziel der Militärpolitik auch der DDR ist.

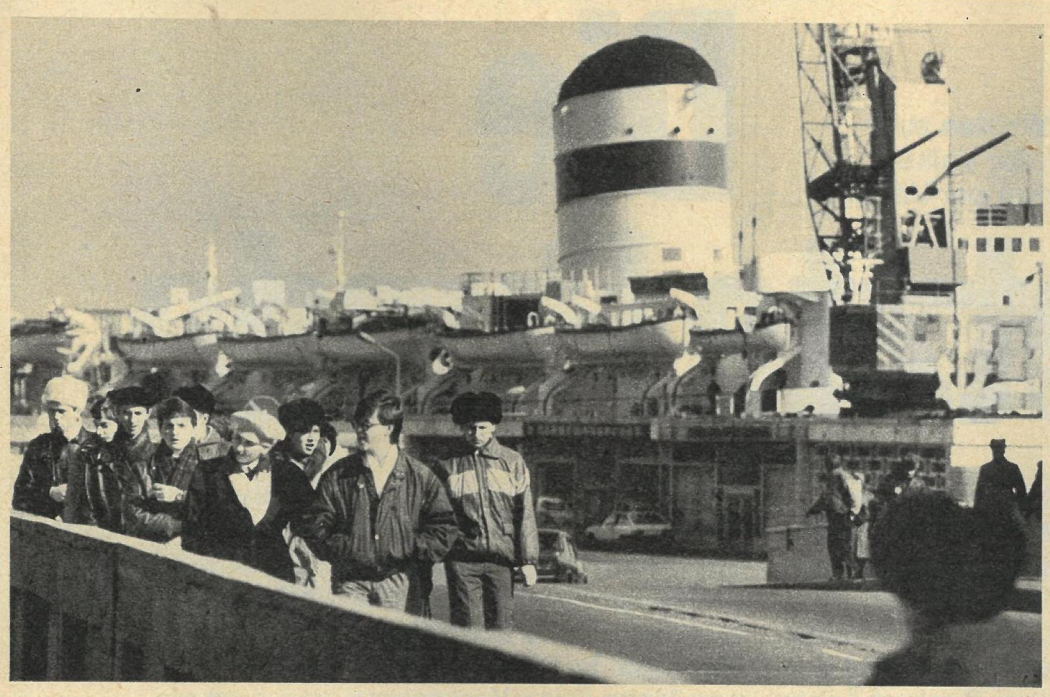


Seiden-Sport

Wenn sich die Abgesandten der Weltjugend am 1. Juli in der KDVR-Hauptstadt Phjòngjang zu ihrem 13. Festival treffen, werden sie vom supermodernen Gebäudekomplex dieser Spezialsportschule in der Chongchun-Straße ebenso beeindruckt sein wie von traditionsreicher fernöstlicher Handwerkskunst. So fertigen seit Wochen schon 400 Stickerinnen vom „Zentralen Institut für Seidenmalerei“ in Phjòngjang mit feinen Nadeln und hauchdünnen Fäden vor allem Festival-Emblème.

Nase putzen ist angesagt

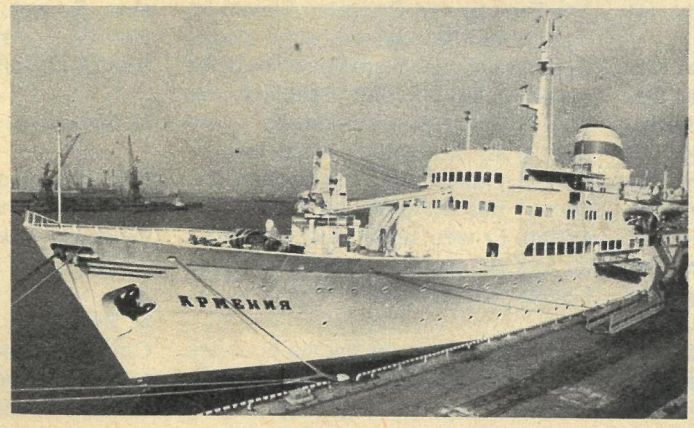
Gewisse bundesdeutsche Politiker und Massenmedien betätigen sich oft und gerne als Schulmeister, die mit erhobenem Zeigefinger andere – sozialistische Länder im allgemeinen und die DDR im besonderen – rüffeln und mahnen, die Menschenrechte einzuhalten. Das macht neugierig, wie es denn um diese Menschenrechte im Staate Bundesrepublik steht, etwa im Vergleich zu uns in der DDR. Man kann das Grundgesetz der BRD von vorn nach hinten durchlesen – ein „Recht auf Arbeit" wird man darin nicht finden. Artikel 12 verheißt lediglich: „Alle Deutschen haben das Recht, Beruf, Arbeitsplatz und Ausbildungsstätte frei zu wählen." Allerdings nützt das den über 2 Millionen konstant Arbeitslosen in der BRD, von denen viele fast täglich zu den Arbeitsämtern laufen, nicht die sprichwörtliche Bohne; Leute, für die keine Arbeitsplätze oder Ausbildungsstätten vorhanden sind, haben notabene auch nichts zu wählen. Artikel 24 der Verfassung der DDR hingegen bestimmt unmißverständlich: „Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat das Recht auf Arbeit", und jedermann weiß, daß dies Verfassungswirklichkeit ist. In Artikel 13 des BRD-Grundgesetzes heißt es lediglich: „Die Wohnung ist unverletzlich." Das ist sie bei uns auch, nur haben wir es für richtiger gehalten, vor solcher Zusicherung erst einmal das Menschenrecht auf Wohnung in unserer Verfassung zu verankern. Deshalb legt Artikel 37 der DDR-Verfassung fest: „Jeder Bürger der Deutschen Demokratischen Republik hat das Recht auf Wohnraum für sich und seine Familie entsprechend den volkswirtschaftlichen Möglichkeiten und örtlichen Bedingungen." Die Staatsmacht der BRD hält nichts von einem Recht auf Wohnung, dafür aber um so mehr von einem Recht der Hausbesitzer oder Wohnungsbaugesellschaften auf äußerst profitable Geschäfte, was zu schwindelhaften Mieten und damit zur Wohnungsnot führt, obwohl Tausende Wohnungen leer stehen. Um es mit einer leicht abgewandelten Sentenz des im 18. Jahrhundert lebenden deutschen Philosophen Lichtenberg auszudrücken: Die selbsternannten Schulmeister sollten ihre Nasen erst putzen, bevor sie dieselben über andere rümpfen. *Horst Schötzki*



Die „Armenia" aus Wismar

Wer die 200 Stufen von Odessas weltberühmter Potemkin-Treppe – zwar optisch geschändet durch eine metereng danebengequetschte Rolltreppe – hinuntersteigt, stößt auf den Passagierhafen. Damit hat der Tourist zwei wichtige Attraktionen der 1794 gegründeten Schwarzmeerstadt absolviert. Der Hafen lohnt zum Verweilen, besonders, wenn dort strahlend schöne Passagierschiffe vertäut sind. Wir stiefelten das Fallreep zur „Armenia" hinauf, gebaut auf der Mathias-Thesen-Werft in Wismar. Sie gehört zur spektakulärsten Großserie von Seefahrgastschiffen, die die DDR je an die UdSSR lieferte. Von 1958 bis 1964 – 19 Stück. Als 1963 die „Armenia" von der Sowjetischen Schwarzmeer-Schiffahrtsgesellschaft übernommen wurde, gehörte Anatoli Torski (Foto) schon zur Mannschaft. „Von der ersten Seemeile an bin ich begeistert von dem Schiff, von seiner ebenso soliden wie eleganten Bauweise, von den Arbeitsbedingungen für uns Seeleute." Der 64jährige ist 1. Steuermann. Und er sagt, daß Qualität und Bauweise der „Armenia" so gut seien, daß sie noch längst nicht zum alten Eisen gehört. Gerade sei das Schiff umgerüstet worden auf das moderne Navigationssystem „Sputnik": „Wir peilen Erdsatelliten an, und der Computer sagt uns dann auf 100 Meter genau, wo wir liegen." Aber wie weit seine „Armenia" ihn auf den Meeresstraßen getragen hat, das weiß er nicht zu sagen. Sie macht hauptsächlich Schwarz- und Mittelmeerkreuzfahrten, auch mit ausländischen Touristen. Jeweils 300 Reisende, umsichtig betreut und navigiert von 132 Besatzungsmitgliedern. „DDR-Touristen", sagt Torski augenzwinkernd, „sind uns die liebsten. Da klappt die Organisation, ihre Disziplin ist ausgezeichnet. Mit ihnen an Bord legen wir immer pünktlich ab." Von seinen 64 Lebensjahren war er die wenigsten an Land. Seit über einem Vierteljahrhundert aber ist er glücklich verheiratet. „Meine Frau hat sich dran gewöhnt, daß ich meistens auf See bin. Sie ist Lehrerin, Methodikerin an einer Mittelschule in Odessa." Der Steuermann mit unverhohlenem Stolz: „Unser Schiff mit seiner Länge von 122,15 Metern zählt nicht gerade zu den Ozeanriesen. Aber die Serie hat es dennoch in sich, ist erprobt auf allen Meeren. Unser Schwesterschiff ‚Baschkiria' zum Beispiel bewältigte neunmal die Reise zur sowjetischen Antarktis-Station." Und er unterstreicht seine anerkennenden Worte für seinen schwimmenden Arbeitsplatz, indem er auf dieses und jenes zeigt: „Alle Elektrik, alle Armaturen und Apparate, alles ist noch das ursprüngliche, aus der DDR. Es wird noch allen Anforderungen gerecht, funktioniert einwandfrei und sicher, hält allen Überprüfungen nach internationalen Gesichtspunkten stand." Auch die seinerzeit eingebauten Dieselmotoren sind noch die gleichen, arbeiten ökonomisch und ökologisch einwandfrei. „Jetzt kommt unser Kahn aufs Trockendock. Der Schiffskörper muß von anhaftenden Muscheln, Algen und anderem Besatz gereinigt werden. Danach wird die ‚Armenia' wieder so gut gleiten, wie wir es gewohnt sind. Man merkt das wirklich, und wir sparen nach einer Reinigung bestimmt 20 Tonnen Dieseltreibstoff am Tag." Anfang April geht es wieder auf Kreuzfahrt.

Klaus Hurrelmann



● Gut gesagt

Mir scheint, daß schöpferische Freiheit vor allem mit dem Experiment verbunden ist. Man sollte immer und in jedem Alter experimentieren. Mit Routine macht man keine Entdeckungen.

Georgi Boshilow, Maler und Grafiker, Bulgarien

● Am Rande

Tula, die alte russische Stadt nicht weit von Moskau, ist seit alters bekannt durch Waffen, Akkordeons und Pfefferkuchen, vor allem aber durch Samoware. Eine Ausstellung im Heimatmuseum zeigt an 140 Exemplaren die 200jährige Geschichte des Samowars. – Heißes Jubiläum!

● Persönliches

Der Kasaner Ingenieur GEORGI FACHUDINOW erfand eine Dampf-Massage-Stube, die die Vorzüge des Russischen Bades mit denen der finnischen Sauna verbindet. Die ersten „Kunden" waren Kosmonauten.

Der 90 Jahre alte ungarische Maler GYULA PODLIPNY ist Sohn dreier Städte und dreier Länder. In Bratislava/ČSSR geboren, in Budapest/Ungarn groß geworden und in den Künstlerkolonien von Bala Mare/Rumänien ausgebildet, wurde er zum Künstler von Weltgeltung.

Nach dem Erlebnis des Balletts „Schwanensee" beschloß die damals achtjährige IRINA DSHANDIJERI, Tänzerin zu werden. Inzwischen feierte die Georgische Volkskünstlerin auf den Bühnen von Paris, Rom, Tokio und Stockholm sowie in Lateinamerika und Afrika ihre Triumphe.

Der 47jährige bulgarische Meister der Kochkunst CONSTANTIN MOACA hat sein Handwerk von der Pike auf gelernt und bereits in der UdSSR, der ČSSR, Bulgarien, Syrien, Jordanien und Finnland gearbeitet.

Redaktion: Horst Goldschmidt; Fotos: V. Billeb (3), D. Steinberg, H. Pelzer, D. Christel, ADN/ZB-CAF, ADN/ZB-ČTK, ADN/ZB-Hiekel, ADN/ZB-KCNA; Repros: V. Hohlfeld; Zeichnungen: H. Larisch; Vignette: D. Schüler

Vor den Wahlen zum Kongreß der Volksdeputierten der UdSSR

Die letzte Runde

Imposant steht das Gebäude auf den Leninbergen: Staatliche Moskauer Lomonossow-Universität. Ein Tempel der Wissenschaft!
Heißt es im Stadtführer. Aber das stimmt nicht ganz. Es ist auch ein Schlafsaal der Wissenschaft. Denn in dem Zuckerbäckerbau der frühen fünfziger Jahre lebt das größte Studentenwohnheim der Stadt.
Am Abend, wenn die Lichter in dem Haus angehen und Zehntausende gelbe Fenster in die Dunkelheit starren, sehen wir es deutlich: Dieses Haus ist ein menschlicher Bienenstock. Und seine Bewohner haben vor allem die Pflicht, fleißig zu sein!
Aber haben sie auch Rechte?
Natürlich haben sie die. Und sie haben einen Mann ihres Vertrauens, von dem sie hoffen, daß er ihre Rechte notfalls durchboxt. Er heißt Maxim Sotnikow. Und bewirbt sich als Kandidat des Komsomol für den Kongreß der Volksdeputierten.

Ein Beitrag von
Bernd Siegmund (Text) und unserem Moskauer Fotokorrespondenten Volkmar Billeb

Jeden Morgen schwirren sie aus. Mit lärmender Fröhlichkeit. Zehntausende Studenten. Sie kapern die Busse, stürmen die Metro. Sie gehen auf Nahrungssuche, sammeln den Nektar der Wissenschaft. Zielbewußt verteilen sie sich auf einen kleinen Teil der großen Stadt, den Leninski Rayon, das Studentenviertel Moskaus. Den lieben langen Tag sitzen sie dann in mathematischen Seminaren, hören Vorlesungen der Physik, experimentieren mit chemischen Substanzen, diskutieren den Zustand der Welt. Die Intensität zu messen, mit der sie bei der Sache sind, ist zweifellos schwierig.

„Und wäre doch so wichtig." So Maxim Sotnikow. Es ist unser erstes Gespräch. Tagelang hatten wir versucht, ihn zu erreichen. Ohne Erfolg. Zu Hause meldete sich keiner. Und auf der Arbeitsstelle... Die Sekretärin sorgte für spannungsreiche Abwechslung. Entweder war Maxim Sotnikow in einer Versammlung. Oder er hatte eine wichtige Sitzung. Ein Funktionär des Komsomol also, ein hauptamtlicher. Ob er der richtige Mann für uns war? Immerhin aber hatten Zehntausende Studenten der Lomonossow-Universität Maxim Sotnikow ihre Stimme gegeben.

Endlich kommt eine Verbindung zustande. Er ist freundlich am Telefon. Aber er hat keine Zeit. Viel Arbeit, viel Wahlkampf... Sagt er. „Nächste Woche fahre ich nach Surgut, ein paar Tage darauf nach Togliatti..." – Schließlich wird er doch schwankend. „Eine halbe Stunde nur?" Er gibt sich einen Ruck. „Gut, Sonntag 14 Uhr."

Interview EINS

FREIE WELT: Die 12. Außerordentliche Tagung des Obersten Sowjet im Dezember 1988 war die letzte dieses Gremiums in der bisherigen Form. An seine Stelle tritt laut Beschluß der XIX. Unionsparteikonferenz der KPdSU als Bestandteil „einer tiefgreifenden Reform des politischen Systems" der Kongreß der Volksdeputierten. Er wird am 26. März erstmals für fünf Jahre gewählt. Welche Aufgaben hat der Kongreß?

Maxim Sotnikow: Er hat als oberstes Organ der Staatsmacht unter anderem die Hauptrichtungen der Innen- und Außenpolitik zu beraten, Perspektivpläne zu bestätigen oder hohe Staatsämter zu besetzen. Auch Verfassungsänderungen fallen ausschließlich in seine Kompetenz. In der Regel tritt der Kongreß der Volksdeputierten einmal jährlich zusammen. Aus seiner Mitte wählt er einen Obersten Sowjet als ständig arbeitendes gesetzgebendes und kontrollierendes Organ, das im Jahr zweimal, zur Frühjahrs- und Herbsttagung, für je 3 bis 4 Monate einberufen wird.

FW: Ein gewähltes Mitglied des Obersten Sowjet wird also künftig für eine bestimmte Zeit nicht in seinem Beruf arbeiten können?

M. Sotnikow: Ja.

FW: Neu geschaffen wird auch die Funktion eines Vorsitzenden des Obersten Sowjet als höchstes Staatsamt...

M. Sotnikow: Der Vorsitzende des Obersten Sowjet vertritt die Sowjetunion innerhalb und außerhalb des Landes. Er unterzeichnet vom Sowjet verabschiedete Gesetze, hat das Recht, Vorschläge für die Besetzung wichtiger Funktionen zu unterbreiten. Gewählt wird der Vorsitzende ebenfalls vom Kongreß, der ihn auch abwählen kann.

FW: Der Komsomol hat 40,9 Millionen Mitglieder. Die Zahl stammt aus dem Jahre 1987... Nach dem neuen Wahlgesetz stehen dem Verband 75 Mandate im Kongreß der Volksdeputierten zu. Ist damit die Jugend nicht unterrepräsentiert?

M. Sotnikow: Sie machen einen gedanklichen Fehler. Im neuen Wahlgesetz heißt es, daß der Volkskongreß 750 von insgesamt 2250 Mandaten freihält, um sie von über 100 gesellschaftlichen Organisationen auf Unionsebene in eigenen Wahlen besetzen zu lassen. So von der KPdSU, die 100 Mandate hat, von den Gewerkschaften (ebenfalls 100), von den Genossenschaften, den Künstlerverbänden, dem Komsomol... Und da stehen uns 75 Mandate zu.

FW: Und wo liegt der Fehler?

Die letzte Runde

M. Sotnikow: Die übrigen Deputierten, 1500, werden in 750 territorialen und 750 national-territorialen Wahlkreisen am 26. März gewählt. Darunter befinden sich natürlich ebenfalls Komsomolzen, genauso wie fast neun Zehntel der Wahlkandidaten aller Organisationen Kommunisten sind.

FW: Insgesamt gibt es aber mehr Kandidaten als Mandate...

M. Sotnikow: Ja, die gerade veröffentlichten Angaben der Wahlkommission zeigen, daß in den regionalen Wahlbezirken im Durchschnitt zwei Kandidaten auf ein Mandat kommen. Der Wähler muß sich für einen von beiden entscheiden.

FW: Und wer gilt als gewählt?

M. Sotnikow: Derjenige, der mehr als fünfzig Prozent der Stimmen erhält. Sollte keiner diese erforderliche Prozentzahl erreichen, ist eine zweite Abstimmung spätestens nach zwei Wochen nötig.

FW: Sie kämpfen um ein vom Komsomol zu vergebendes Mandat. Welche Kriterien, welche moralischen und menschlichen Anforderungen muß einer erfüllen, der zu den gewählten 75 (aus 40,9 Millionen) gehören will?

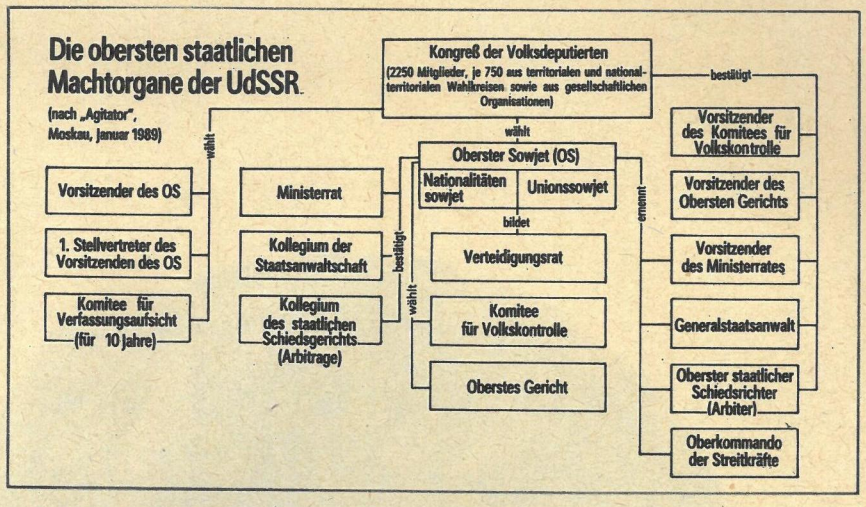
M. Sotnikow: Jeder Kandidat sollte Autorität bei der Jugend genießen. Er muß aktiv für die Ziele der Umgestaltung eintreten. Mit Wort und Tat. Und er sollte eine moralisch integre Persönlichkeit sein. Außerdem Politiker. Das heißt: Einer, der die Fähigkeit, das Talent und das Durchsetzungsvermögen hat, die Interessen der Jugend in der obersten Volksvertretung zu seinen eigenen zu machen.

FW: In der zentralen Jugendzeitung ist unlängst die Liste der bisher bestätigten Kandidaten des Komsomol veröffentlicht worden. Noch sind es 102. Mit anderen Worten: Wann stehen endgültig die 75 Komsomol-Deputierten fest?

M. Sotnikow: Am 17. März auf dem Plenum des Zentralkomitees des Komsomol fällt die Entscheidung. Das wird noch mal eine lange, letzte Runde.

FW: Welchen Wahlkampfweg mußten Sie in den letzten drei Monaten zurücklegen?

M. Sotnikow: Der Weg begann hier an der Lomonossow-Universität. Jede Fakultät, jede Abteilung hatte ihren Kandidaten. Elf stellten sich der abschließenden Wahl. Viele Stunden wurde diskutiert, viele Male abgestimmt. Zu guter Letzt hatte ich mit meinem politischen Programm die Mehrheit gefunden.



FW: Da ging es vor allem um studentische Angelegenheiten?

M. Sotnikow: Ja, natürlich. Aber ich bewerbe mich als Vertreter der Jugend für den Volkskongreß, nicht als Spezialist für Studenten. Das wäre zu eng. Es geht mir um die gesamte Politik der Umgestaltung. Wie können wir diesen Prozeß beschleunigen, ihn effektiver machen? Die Universitäten sind nur eines unter Hunderten von Problemen.

FW: Wie ging es weiter?

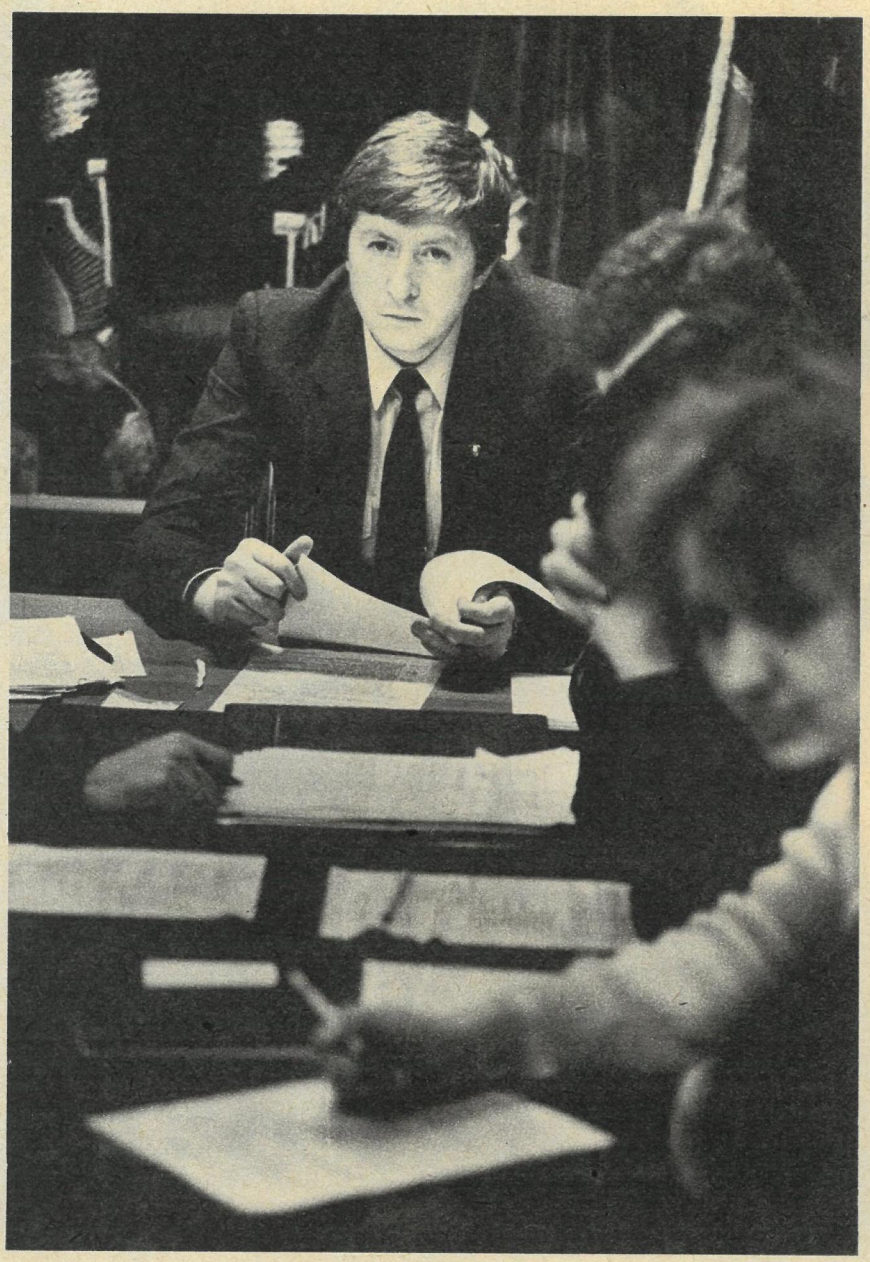
M. Sotnikow: Die nächste Runde war das Plenum des Rayon-Komitees des Komsomol. Ich konnte mich im Leninski-Rayon durchsetzen.

FW: Gegen wieviel Kandidaten?

M. Sotnikow: Ich hatte Glück. Es waren nur zwei. In anderen Rayons stellten sich zwanzig, dreißig...

FW: Und weiter?

M. Sotnikow: Das Plenum des Stadtkomitees des Komsomol. Kandidaten aus allen 33 Rayons der Stadt bewarben sich. Jeder trat mit seinen politischen Vorstellungen, mit seinem Programm auf. Und wieder wurde abgestimmt. Von den jetzigen Kandidaten des Komsomol kommen sechs aus Moskau. Alle wurden von einer Kommission des Zentralkomitees des Komsomol bestätigt. Jetzt bleibt also nur noch die letzte Mammutrunde am 17. März.



★

Laut Stadtführer hat das Gebäude der Lomonossow-Universität auf den Leninbergen 45 000 Zimmer. Und Gänge mit einer Gesamtlänge von 145 Kilometern. Ein Labyrinth von Fluren, übereinandergestapelt zu 31 Etagen. Wehe dem, der da die Orientierung verliert.

Maxim Sotnikow kann das nicht passieren. Er hat von 1974 bis 1980 Kernphysik an der Lomonossow-Universität studiert. Danach ging er in die Aspirantur. Brach sie ab, arbeitete für zwei Jahre als Komsomolsekretär der Physikalischen Fakultät. Dann kümmerte er sich weiter um seine akademische Ausbildung. 1985 errang er den Doktorgrad. Verliehen für ein Thema der Kernphysik. Seit 1986 ist er hauptamtlicher Komsomolsekretär der Universität. Sein Büro befindet sich in der zehnten Etage. Dort treffen wir uns an einem Sonnabend zum zweiten Gespräch. Und nun wird klar, warum er so wenig Zeit hat. Er tanzt einen Tanz auf sieben Hochzeiten. Maxim Sotnikow ist als Vertreter der Jugend Mitglied des Rektorats. Und Mitglied des wissenschaftlichen Rates. Und Mitglied der methodischen Kommission. Und Mitglied der Parteileitung. Und Mitglied der Komsomolleitung. Selbstverständlich! Und er ist Mitglied der Rayon-Komsomolleitung. Und Mitglied der Moskauer Komsomolleitung. So viele Ämter, so viele Funktionen in einer Hand... Maxim Sotnikow hält das für eine historisch entstandene Fehlentwicklung. „Denn die Verpflichtungen", sagt er, „habe ich nie voll erfüllen können. Das war kein böser Wille. Es war objektiv nicht möglich."

Interview ZWEI

FW: Wie lauten die Hauptthemen ihrer Wahlplattform?

M. Sotnikow: Es würde zu weit führen, wenn ich jetzt ins Detail ginge. Ich habe Vorschläge unterbreitet auf sozialem und ökonomischem Gebiet, auf dem Feld der politischen Arbeit, des Umweltschutzes und der Bildung.

FW: Ich möchte einen Punkt aus Ihrem Wahlprogramm herausgreifen: Sie schreiben, daß Sie sich im Falle Ihrer Wahl für die baldige Erarbeitung eines Jugendgesetzes einsetzen. Warum ist das für Sie so wichtig?

Informationsgespräch: In der Leitung des Komsomol der Lomonossow-Universität (Foto links).

Fachdisput: Im Rechenzentrum des Instituts für Kernphysik-Forschungen (Foto oben rechts).

M. Sotnikow: Wir brauchen es unbedingt. Andere sozialistische Länder wie die DDR sind uns da weit voraus. Die Aufgabe ist äußerst akut.

FW: Warum?

M. Sotnikow: Ich werde Ihnen sagen, wie die tägliche Wirklichkeit aussieht: Die Jugendlichen kommen aus der Schule, ergreifen einen Beruf. Natürlich haben sie anfangs die geringste Qualifikation. Sie stehen am Beginn ihres Arbeitslebens. Wer kann da schon auf große Erfahrungen verweisen? Und da sie die geringste Qualifikation haben, erhalten sie den niedrigsten Lohn. Und immer wieder werden ihnen Arbeiten zugewiesen, die die Lohntüte nicht füllen. Und sie damit auch nicht weiterbringen in ihren Leistungen. Die anspruchsvollen, qualifizierten Arbeiten teilen die alten Hasen unter sich auf.

FW: Geringe Leistung, geringerer Lohn...

M. Sotnikow: Formal gesehen ist das richtig. Und da wir bislang keine gesetzlichen Grundlagen haben, kann man gar nichts dagegen machen. Und so geht es weiter: Die Wirtschaftsreform, die jetzt bei uns im Gange ist, führt manchmal objektiv zu einem Personalabbau. Natürlich müssen sich nicht die Spezialisten eine neue Arbeitsstelle suchen, sondern diejenigen mit der geringsten Qualifikation. Wieder die Jugendlichen. Und auch bei der Vergabe von Wohnungen stehen sie weit hintenan. Sie wollen ihr Leben aufbauen, eine Familie gründen, aber Wohnraum, für junge Leute ist das ganz schwer.

FW: Das ist sicher mit ein Grund für die hohe Zahl an Scheidungen...

M. Sotnikow: Natürlich. Den Jungen bleibt in der Regel nichts weiter übrig, als zu den Eltern zu ziehen. Und sie müssen noch dankbar sein, wenn sie dort ein kleines Plätzchen zugewiesen bekommen. Aber der Streit ist vorprogrammiert. Am Ende steht oftmals die Scheidung.
Sie wissen, wir haben jetzt ein Wohnungsbauprogramm. Aber sollen wir die Jugendlichen nur auf das Jahr 2000 vertrösten? Man muß schneller etwas tun...

FW: Was schlagen Sie in Ihrem Wahlprogramm konkret vor?

M. Sotnikow: Ich meine, man muß die Rechte der Jugendlichen gesetzlich stärken. Seit vielen Jahren reden wir davon. Ich halte es für eine akademische Diskussion, wenn Leute – auch heute noch – meinen, es sei zu kompliziert, die Jugend als selbständige Kategorie der Gesellschaft zu klassifizieren. Die Jugend ist doch unsere Zukunft! Ihre Rechte muß man sichern! In Ihrem Land gibt es seit Jahrzehnten ein Jugendgesetz, das ständig den jeweiligen gesellschaftlichen Entwicklungsbedingungen angepaßt wird. Und ich weiß, was der XI. Parteitag der SED beschlossen hat. Auch wir brauchen staatliche Programme für die junge Familie. Ich trete dafür ein, daß Mütter mit Kindern unter sechs Jahren eine verkürzte Arbeitswoche bekommen. Sicherlich bringt das ökonomische Schwierigkeiten, aber wir werden ebenfalls den Lohn ernten. Ich bin dafür, daß wir jungen Familien einen zinslosen Kredit geben, um ihnen den Start ins Leben zu erleichtern. Ich meine, daß wir ein spezielles Programm brauchen, um junge Familien mit Wohnraum zu versorgen. Der Komsomol kann da viel tun.

★

Maxim Sotnikow ist einunddreißig Jahre alt. Geboren wurde er in einer kleinen Stadt in der Nähe von Moskau. Er ist verheiratet, sein Sohn geht in die dritte Klasse. Am 2. März verteidigte seine Frau ihre Dissertation. Sie arbeitet am Institut für Kernphysik. Politiker oder Wissenschaftler? So lautet für Maxim Sotnikow die Frage. Er ist eisern. Jeden Morgen, noch vor der Arbeit, beschäftigt er sich zwei oder drei Stunden mit den Problemen seiner Wissenschaft. Und er ist ein Kämpfer. „Diese Qualität habe ich beim Eishockey gelernt."
Was wird geschehen, wenn er sein Ziel verpaßt und an jenem 17. März 1989 nicht zu den erwählten 75 der Millionenorganisation zählt... „Mir geht es um die Sache", sagt er. „Ich hoffe, daß die Fähigsten in den Kongreß der Volksdeputierten gewählt werden. Vielleicht gehöre ich dazu."

Grafik: Schöpfel/horizont 3/89

Teure Fracht (links), individuell umsorgt (unten). Favoriten vor dem Start: Matador František Dolejs (ČSSR) und seine Crew (rechts) und einer seiner konzentrierten Konkurrenten Michael Beil (siehe Foto ganz rechts).

Wilde Jagd

mit drei HS

Ob es die Eskimos, die Nord- und Südpolforscher oder die Pioniere waren, die im vorigen Jahrhundert Alaska oder den hohen Norden Rußlands erkundeten – ihnen immer zur Seite standen die unentbehrlichen vierbeinigen Helfer, die Schlittenhunde. Treu und genügsam, dabei ausdauernd und hart zogen sie ihre Lasten quer durch Eiswüsten, trotzten Sturm und Hagel. „To be on trail" – mit dem Hundeschlitten auf dem Pfad zu sein – hat längst seine ursprüngliche Bedeutung verloren. Mit der fortschreitenden Zivilisation auch der unwegsamsten Gebiete verloren die arbeitsgewohnten Vierbeiner ihr eigentliches Einsatzgebiet und wären wohl kaum noch existent, hätten sie nicht vom Menschen eine neue Aufgabe erhalten. 1907 wurde in Nome, Goldrauschstadt Alaskas, der Nome Candle Club gegründet. Um die tristen Wintermonate zu zerstreuen, organisierten seine Mitglieder die „All Alaska Sweepstakes", ein Hundeschlittenrennen über 408 Meilen von Nome nach Candle, nordwärts über die Seward Halbinsel und zurück. Der Sieger des Jahrganges 1910, John Johnsen, der „Eiserne" genannt, legte die enorme Entfernung mit elf Hunden in 74 Stunden zurück. Seine einzige Pause war eine fünfstündige Rast. Mehr Achtung als jeder sportliche Sieg brachte dem Norweger Leonhard Seppala aber die „Jagd" im Winter 1925 ein. In Nome war eine Diphtherie-Epidemie ausgebrochen, viele Menschen lagen im Sterben. Die Existenz der Stadt war gefährdet, und täglich gab es neue Meldungen über die Ausbreitung der Krankheit. Im Stafettenlauf sollte ein 20-Kilo-Paket mit lebenswichtigem Serum herangeschafft werden, Hundeschlitten boten dafür die einzige Chance. Seppala war einer der Hundeführer, der mit 16 Huskys durch Tag und Nacht hetzte und das Serum über die längste und gefährlichste Strecke brachte, begleitet von einem der schlimmsten Unwetter.

Dieser Leistung ist bis heute das längste und sicher härteste Schlittenhunderennen der Welt gewidmet, das Iditarod in Alaska, welches auf den Spuren der historischen Stafette über 1000 Meilen quer durchs Land bis Nome führt. Dort hat man dem Leithund des Seppala-Gespanns, Togo, ein Denkmal gesetzt. Nach 1945 trat der Schlittenhundesport seinen Siegeszug auch in Europa an. Teils begünstigt durch den freundlichen Charakter und das attraktive Äußere der nordischen Hunderassen, wie dem Sibirischen Husky oder dem Samojeden der Nenzen, teils angeregt durch die Faszination, sich mit den schnellen Tieren in der winterlichen Natur sportlich zu betätigen. Auf der sowjetischen Tschuktschenhalbinsel soll in diesem Jahr eine Hundeschlitten-Rallye über 2000 Kilometer stattfinden, auf der Biologen, Zoologen und Journalisten den Bestand der Schlittenhunde aufnehmen wollen. Selbstverständlich ist in jeder Siedlung ein zünftiges Hundegespann-Rennen angesagt. Aufbauend auf den Erfahrungen der tschechoslowakischen Sportler des dortigen Clubs für Nordische Hunde begannen vor etwa vier Jahren auch in der DDR Husky-Besitzer mit dem Training ihrer Vierbeiner für den Wettkampf. Das II. Schlittenhunderennen sah in diesem März am Oberhofer Grenzadler bereits 19 Musher (Schlittenhundeführer) vor Tausenden Zuschauern am Start. Und ihr Tempo auf der Strecke war ebenfalls nicht zu verachten: Immerhin fuhr der Sieger den Rundkurs über 12,5 km in 45,08 min. Eine wilde Jagd mit 3 HS.

H.-J. Swarovsky (Text)
V. Hohlfeld (Foto)

Wiener Hofburg im Blickpunkt

Zum ersten Male Verhandlungen zwischen Warschauer Vertrag und NATO / Worum es geht und wie es dazu kam
Ein Beitrag von Prof. Dr. Franz Knipping

Wenn künftige Historiker dereinst die Geschichte des langwierigen und komplizierten Kampfes um konventionelle Abrüstung nachzeichnen, dann dürfte das Datum 6. März 1989 unstreitig einen wichtigen Platz beanspruchen. An diesem Tage nahm in der Wiener Hofburg ein dreitägiges Treffen der Außenminister aus den 35 Signatarstaaten der Helsinki-Schlußakte seinen Anfang. Es bildete den Auftakt zu einer Doppelkonferenz, deren Dauer und Ertrag vorerst noch niemand voraussagen kann. Zum ersten Male sitzen sich Vertreter aus den sieben Teilnehmerstaaten des Warschauer Vertrages und aus den 16 Mitgliedsländern der NATO gegenüber, um miteinander über die Reduzierung der konventionellen Streitkräfte und Rüstungen in Europa zu verhandeln. Parallel dazu beraten am gleichen Tagungsort die Beauftragten aller 35 KSZE-Staaten über neue Maßnahmen zur militärischen Vertrauensbildung.

Mandat

Worum geht es? – Anliegen ist ein Zuwachs an Sicherheit und Stabilität für alle Beteiligten, für Europa, für die Welt insgesamt. Dem dienen auch die erklärten Ziele der Verhandlungen zwischen den 23 Staaten. Als „vorrangige Angelegenheit" gilt die „Beseitigung der Fähigkeit zur Auslösung von Überraschungsangriffen und zur Einleitung großangelegter offensiver Handlungen". Angestrebt werden sollen ein stabiles und sicheres Gleichgewicht der konventionellen Streitkräfte, ihrer Bewaffnung und Ausrüstung auf einem niedrigeren Niveau. Und abgebaut werden alle Ungleichgewichte, die sich als nachteilig für Stabilität und Sicherheit erweisen.

Auf dieses Mandat hatten sich im Ergebnis fast zweijähriger Konsultationen die Vertreter der 23 Staaten geeinigt, die nun in Wien präsent sind. Einvernehmlich fixiert ist auch, worüber sie den direkten Dialog aufgenommen haben. Gegenstand ihrer Verhandlungen sind – ebenfalls laut Mandat – „die auf Land stationierten konventionellen Streitkräfte der Teilnehmer, die konventionelle Bewaffnung und Ausrüstung einschließen, innerhalb des Territoriums der Teilnehmer in Europa vom Atlantik bis zum Ural". Ausgeklammert bleiben mithin Seestreitkräfte und ihnen zugehörige Kampfflugzeuge; nicht zur Disposition stehen Kernwaffen und chemische Kampfstoffe. Jedoch gehören mehrfach einsatzfähige konventionelle Waffen – also solche, die auch mit nuklearen Sprengladungen oder chemischen Substanzen bestückt werden können – durchaus zu den Verhandlungsobjekten.

Chancen

Schon solcherart komplizierte, dem Nichtfachmann schwer verständliche Detailprobleme deuten auf eine nicht auszuschließende Gefahr: Daß die Verhandlungen an irgendwelchen unter- oder nebengeordneten Fragen ins Stocken geraten könnten. Doch davon einmal abgesehen, bedeutet das Zustandekommen des Wiener Forums einen Wert an sich. Wirkliche Abrüstung, sie erschien lange Jahre hindurch vielen als unvorstellbar. Mit dem sowjetisch-amerikanischen Vertrag über die Beseitigung landgestützter Nuklearraketen mit Reichweiten von 500 bis 5500 km vom 8. Dezember 1987 wurde sie erstmals zur Realität. Den einmal in Gang gesetzten Prozeß fortzuführen, dienen die Verhandlungen über die Halbierung der Strategischen Nuklear-arsenale von UdSSR und USA, über Schritte zu einem nuklearen Teststopp, über ein weltweites Verbot von Chemiewaffen. Mit der in Wien etablierten Runde bietet sich die Chance, Rüstungsreduzierung und Abrüstung auf den konventionellen Bereich auszudehnen und damit dort ernst zu machen, wo etwa zwanzigmal mehr Streitkräfte, konventionelle Waffen und Kampftechnik konzentriert sind als im Weltdurchschnitt – nämlich in Europa.

Vom Atlantik bis zum Ural sowie in den angrenzenden Seegebieten stehen sich derzeit auf seiten der NATO und des Warschauer Vertrages Streitkräfte von je mehr als 3,5 Millionen Mann gegenüber. Neben Tausenden von Kernsprengladungen mitsamt den dazugehörigen Trägermitteln wie Raketen, Flugzeugen und Artillerie, neben chemischen Massenvernichtungsmitteln verfügen sie über immense Mengen konventioneller Waffen, darunter allein fast 15 000 Kampfflugzeuge und mehr als 90 000 Panzer.

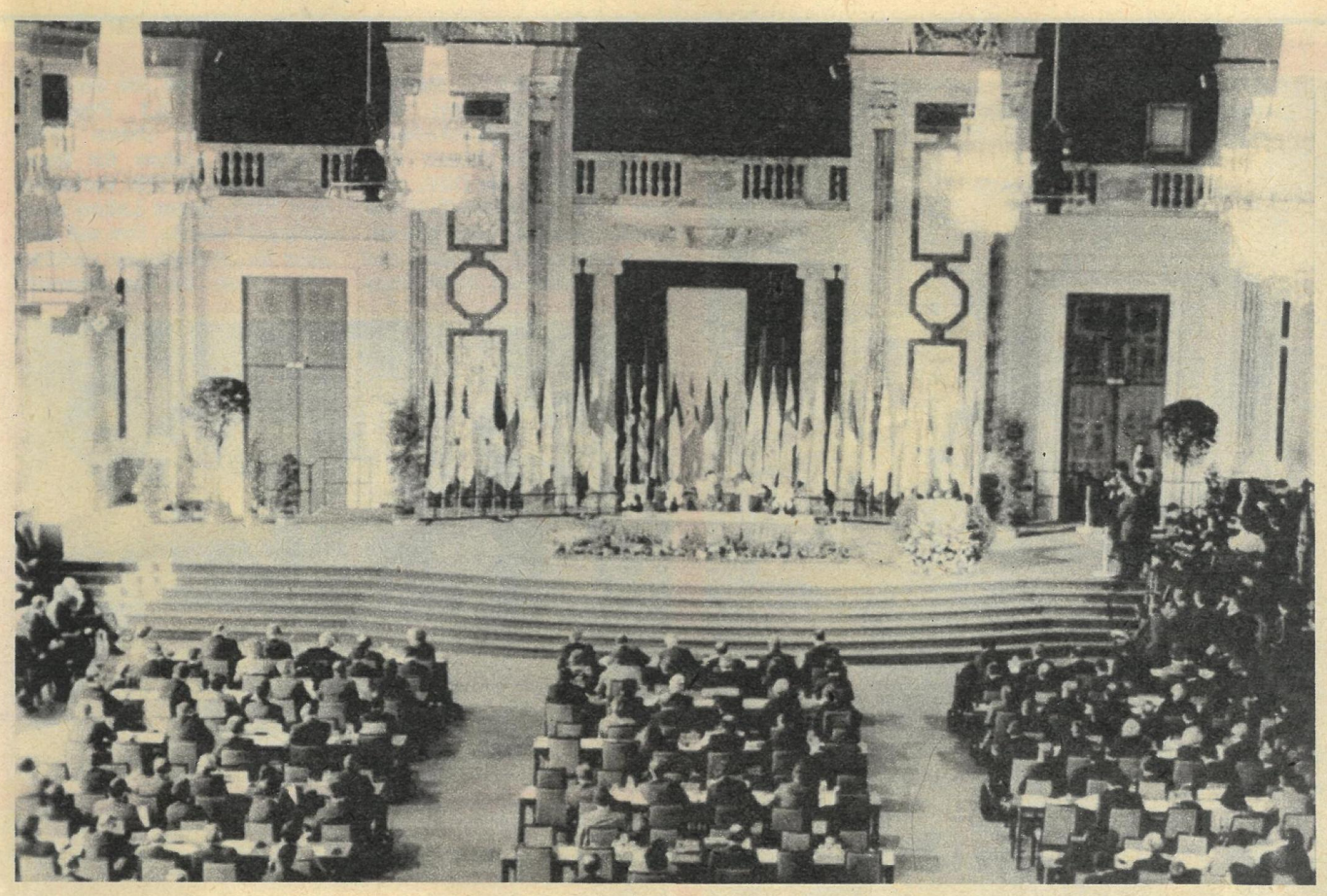
Mit herkömmlichen Kampfmitteln, wie sie in früheren Kriegen eingesetzt wurden, haben die meisten der als konventionell bezeichneten Großwaffensysteme kaum noch etwas gemein. Ihr Zerstörungspotential nähert sich immer mehr dem nuklearer Waffen. Schon heute beträgt es – nach dem Urteil von Experten – das Zehn- bis Zwanzigfache der im zweiten Weltkrieg entfesselten Vernichtungskraft. Selbst ein „nur" mit konventionellen Mitteln geführter Krieg würde jedwede europäische Zivilisation auslöschen. Als Mittel der Politik ist er ebenso untauglich wie ein Kernwaffenkrieg.

Auch das erklärt, warum konventionelle Rüstungsreduzierung ein Gebot unserer Zeit ist, ein Schlüsselproblem für den Fortgang des Abrüstungsprozesses im europäischen Raum. Auf die Tagesordnung gesetzt sind tiefgreifende Einschnitte in die Strukturen beider militärischer Bündnissysteme, und zwar dergestalt, daß dies zum gegenseitigen Abbau der Offensivpotentiale führt bis hin zur garantierten Angriffsunfähigkeit.

Initiativen

Allerdings: Zu vorschnellem Optimismus oder gar zu euphorischen Erwartungen besteht kein Anlaß. Lang, weit und voller Hindernisse war bereits das Stück des zurückgelegten Weges. Im April 1986 hatte Michail Gorbatschow von der Tribüne des XI. Parteitages der SED in Berlin namens der Sowjetunion vorgeschlagen, „eine bedeutende Reduzierung aller Komponenten der Landstreitkräfte und der taktischen Fliegerkräfte der europäischen Staaten sowie der in Europa dislozierten entsprechenden Kräfte der USA und Kanadas zu vereinbaren". Hätten es die Staaten des Warschauer Vertrages bei dieser Initiative belassen, die Völker Europas warteten fast drei Jahre später noch immer auf entsprechende Verhandlungen. Doch mit immer wieder neuen Vorschlägen, mit präzisierten und modifizierten Angeboten, mit Vorleistungen und einseitigen Abrüstungsmaßnahmen ebneten sie, buchstäblich im Alleingang, den Weg an den Verhandlungstisch.

Erinnern wir uns einiger Stationen.



Im Juni 1986 wandte sich die sozialistische Militärkoalition von Budapest aus mit einem Appell an die Mitgliedstaaten der NATO, an alle europäischen Länder zur Reduzierung der Streitkräfte und konventionellen Rüstungen in Europa. Im Mai 1987 verabschiedete sie in Berlin Grundsätze einer gemeinsamen Militärdoktrin, gerichtet auf Kriegsverhinderung und ausschließlich Verteidigungscharakter tragend. Als erstrebenswert galt „die Verminderung der Streitkräfte und konventionellen Rüstungen in Europa auf ein Niveau, auf dem jede Seite bei Gewährleistung der eigenen Verteidigung über keine Mittel für einen Überraschungsangriff auf die andere Seite sowie für Angriffsoperationen überhaupt verfügt". Im Juli 1988 legte das Bündnis der sozialistischen Staaten in Warschau weiterführende Vorstellungen über Ziele, Etappen und Verfahrensweisen künftiger Verhandlungen dar. Als vorrangig erachtete es die Herbeiführung gleicher niedrigerer Obergrenzen, die Verhinderung eines Überraschungsangriffs und den Austausch von Ausgangsdaten und ihre Überprüfung vor Ort.

Vorleistungen

Offizielle Antworten seitens der NATO blieben aus. Auch dadurch ließen sich die Staaten des Sozialismus nicht von ihrem Kurs abbringen. Am 30. Januar 1989 veröffentlichte das Komitee der Verteidigungsminister eine Erklärung zum militärischen Kräfteverhältnis im konventionellen Bereich auf unserem Kontinent und in den angrenzenden Seegebieten. Offengelegt wurden mit rund 500 Daten zu 26 Kategorien von Streitkräften und Rüstungen sowohl die Gesamtstärken als auch die nationalen Anteile der beiden mächtigsten Militärpakte. Alles in allem ergab sich, daß ihre Potentiale ein ungefähres Gleichgewicht aufweisen. Nicht verschwiegen, sondern im Gegenteil deutlich sichtbar gemacht wurden zugleich alle jene Asymmetrien, Disparitäten und Disproportionen, die es zu beseitigen gilt gemäß dem Grundsatz: Wer mehr hat, muß mehr abrüsten. Mit Blick auf die Wiener Verhandlungen war das ein guter Dienst. Sie bedürfen, sollen sie zügig vorankommen, gemeinsam akzeptierter Ausgangsgrößen. Solche in sachlicher Debatte zu finden, erleichtert der von den Warschauer Vertragsstaaten regierungsoffiziell gebilligte Streitkräftevergleich.

Unabhängig von den Wiener Verhandlungen, wenngleich sicher nicht ohne Auswirkungen auf ihren Verlauf, setzten von Dezember 1988 bis Februar 1989 die Sowjetunion, die DDR und andere im Warschauer Vertrag verbündete Bruderländer weitreichende einseitige Verminderungen ihrer Streitkräfte, Rüstungen und Militärausgaben während der nächsten zwei Jahre in Kraft. Um 500 000 Mann (etwa 12 Prozent) verringert sich allein der Personalbestand der Sowjetarmee. Um insgesamt über 80 000 Mann reduzieren DDR (10 000), Bulgarien, Ungarn, Polen und ČSSR ihre Truppenstärke. Damit einher geht der Abbau von 10 000 Panzern, 8500 Artilleriesystemen und 800 Kampfflugzeugen der UdSSR. Aus den Beständen der anderen Bruderländer werden mehr als 2700 Panzer, über 200 Kampfflugzeuge sowie sonstige Militärtechnik in beträchtlicher Anzahl ausgesondert. Verbunden ist dies mit weitreichenden Umstrukturierungen der Streitkräfte. Im Einklang mit der gemeinsamen Militärdoktrin prägt sich ihr ausschließlicher Verteidigungscharakter noch stärker aus. Für die Nationale Volksarmee der DDR bedeutet das zum Beispiel, daß sie künftig über weniger Panzer, statt dessen mehr Panzerabwehrmittel, weniger Übersetz-, aber mehr Sperrmittel, weniger Kampfflugzeuge, aber mehr Fliegerabwehrmittel verfügt.

Wirkungen

Die Reaktionen der internationalen Öffentlichkeit belegten erkennbare Wirkungen, die das Abrüstungsprogramm und die auf seine Verwirklichung gerichteten Taten der sozialistischen Länder zeitigten. Meinungsumfragen in der BRD und in anderen NATO-Staaten registrierten einen Verlust des „Bedrohungsgefühls". Die Lüge der Bedrohung des Westens durch die Sowjetunion, durch den Warschauer Pakt verfängt um so weniger, da – wie der SPD-Politiker Egon Bahr es ausdrückte – „der Osten" nunmehr sogar damit „drohe", das von Hochrüstern stets wachgehaltene „Bedrohungsgefühl" ganz wegzunehmen. Zahlreiche Kommentatoren forderten die NATO auf, die Vorleistungen der anderen Seite mit eigenen Abrüstungsschritten zu beantworten, dem Abrüstungsprogramm des Sozialismus eine eigene Alternative entgegenzustellen.

Doch damit tut man sich offensichtlich schwer. Erst für Ende Mai ist ein Gesamtkonzept der NATO für Sicherheit, Abrüstung und Rüstungskontrolle angekündigt. Die Praxis hingegen wird von jenen Kräften bestimmt, die weiter auf die Karte militärischer Stärke setzen. Modernisierung ihrer konventionellen und atomaren Streitkräfte zählt bei ihnen als Trumpf. Mit Manövern wie „Autumn Forge" (Herbstschmiede) ließen sie beispielsweise im Vorfeld von Wien genau das üben, was dort wegverhandelt werden soll – den Überraschungsangriff und die Einleitung großangelegter offensiver Handlungen. Mit Tiefflügen trainieren in der BRD Kampfflugzeuge die Überwindung der gegnerischen Luftabwehr, um Schläge ins Hinterland führen zu können. Und unverändert beharrt die NATO auf „nuklearer Abschreckung" und „Vorneverteidigung".

Widerstände

Mit Wien hat das alles insofern zu tun, als „Abschreckung" und „Vorneverteidigung" auch und gerade von starken konventionellen Streitkräften mit weitreichenden Präzisionswaffen abhängen. Ein bedeutend verringerter Bestand an solchen Truppen, zudem ausschließlich zur Verteidigung geeignet, entzöge hingegen diesen Konzepten die materielle Basis. Erklärlich darum, weshalb sich die aggressivsten Kräfte der NATO jedem Fortschritt bei der konventionellen Abrüstung entgegenstemmen. Konkreten Ausdruck bei den Wiener Verhandlungen findet das in einer Position, die letzten Endes auf einseitiges Abrüsten abzielt – auf seiten des Warschauer Vertrages.

Nach den Vorstellungen der NATO-Staaten soll in Wien zunächst nur über Panzer, schwere Artillerie und gepanzerte Truppenfahrzeuge gesprochen werden. Zu diesen drei Kategorien haben sie entsprechende Obergrenzen vorgelegt. Praktisch liefe das darauf hinaus, daß sie selbst ihren Bestand um ungefähr fünf bis zehn Prozent zu verringern hätten, der Warschauer Vertrag hingegen um mehr als 30 Prozent, und dies ungeachtet der bereits eingeleiteten einseitigen Reduzierungen. Daß ein solches Vorgehen – gerichtet auf Entwaffnung der anderen Seite in bestimmten Teilbereichen bei Aufrechterhaltung der eigenen Überlegenheit in anderen Teilbereichen wie beispielsweise Kampfflugzeugen – illusorisch ist, versteht sich wohl von selbst.

Erwartungen

Was die Verhandlungen der 23 bewirken, wird sich zeigen. Auf jeden Fall dürften sie einen längeren Zeitraum beanspruchen. Allein für die erste Etappe – nach Auffassung der Warschauer Vertragsstaaten bestimmt zur Beseitigung von Ungleichgewichten und Asymmetrien – rechnen Optimisten mit einer Dauer von zwei bis drei Jahren. Das Urteil, ob und inwiefern „jeder Teilnehmer ohne Ausnahme" seiner Verpflichtung gerecht wird, zur Erreichung der im Mandat vereinbarten Ziele beizutragen, werden künftige Historiker fällen.

Fotos: ADN-ZB/Schindler, Grubitzsch

Fußgänger

Ein Viertel der Zeit, die ihnen in der DDR mahnend gewidmet ist, verging bereits: Das „Jahr der Fußgänger" wirft wechselseitige Probleme auf. In einer Zuschrift an die Gewerkschaftszeitung „Tribüne" äußert Werner Kanis aus Karl-Marx-Stadt: „Für Höflichkeit bleibt in jeder Situation Zeit. Sie kostet nur einen Bruchteil von Sekunden, Unhöflichkeit oft Menschenleben." Aber nicht nur Leidende und Erleidende sind die Nichtmotorisierten. Sie selbst provozieren unwissentlich oder wissentlich manch heikle Situation auf den Straßen. Dabei gibt ein ganzes Kapitel unserer Straßenverkehrsordnung, das vierte nämlich, den Fußgängern Auskunft über ihre Rechte und Pflichten. Von den verschiedenen Arten, wie sie die Straßen gefahrlos für sich und andere benutzen sollen, darüber, wie die Fahrbahnen zu überqueren sind, bis zu Verhaltensregeln bei der Benutzung öffentlicher Verkehrsmittel wie Bus und Straßenbahn. Lebenswichtige Weisheiten. Man muß sie nur kennen. Und beherzigen! Der einzelne ist gefordert. Aber auch die Öffentlichkeit, durch kluge und beharrliche Aufklärung Erkenntnisse zu vermitteln. Jeder sollte sich ständig vor Augen halten, wenn er sich auf den Straßen bewegt: Die Fußgänger sind die Verkehrsteilnehmer, die mit weitem Abstand vor allen anderen das größte Risiko eingehen. Fast immer werden sie bei Unfällen, an denen sie – schuldlos oder schuldhaft – beteiligt sind, verletzt. Jeder fünfte Unfall wird derzeit von Fußgängern verursacht!

Fußgänger aber sollen den Fahrzeuglenkern Partner sein, und umgekehrt. Das Verkehrsunfallgeschehen insgesamt, die Bilanz des Jahres 1988 in der DDR, gibt sehr zu denken! Die Zahl der Unfälle nahm empfindlich zu: um 4,7 Prozent, die Zahl der dabei getöteten Menschen gar um 4,8 und die der Verletzten um 5,1 Prozent! Alarmsignale! Diese Prozentwerte stehen für Menschen, für 39 729 Verletzte und 1441, deren Leben ausgelöscht wurde. Um auf das Jahr der Fußgänger zurückzukommen: An den Überwe-

UdSSR: Signale von den Straßen

In der UdSSR geht man freimütiger als früher mit Fakten des Verkehrsunfallgeschehens um: Als im vergangenen Jahr bekannt wurde, daß seit 1983 bei Verkehrsunfällen 220 000 Menschen auf den Straßen des großen Landes ihr Leben verloren, gleichzeitig aber auch ermittelt wurde, daß sich in den kommenden zehn Jahren das Verkehrsaufkommen um 40 bis 60 Prozent ausweitet, war das ein Signal für die sowjetische Öffentlichkeit! Denn diese Viertelmillion birgt eine gefährliche Progressivität in sich: Die Unfallbilanz des ersten der fünf Jahre war längst nicht so hoch wie die des letzten! Jetzt ist es bereits so, daß täglich etwa hundert Menschen im Mahlstrom der Straßen umkommen, mehr als 700 verletzt werden und etwa 50 von ihnen schwere bleibende Schäden davontragen. Der stellvertretende Vorsitzende der Allrussischen Gesellschaft der Amateurkraftfahrer (WDOAM), W. Dawydow, fand dazu einen bewegenden Vergleich: In aller Welt trauert und leidet man mit den Opfern schrecklicher Katastrophen. Aber, so fragt er, sei denn die Zahl der alljährlichen Verkehrsunfallopfer, die Schwere des durch die Verkehrsunfälle hervorgerufenen Leids weniger tragisch? Eine Unfallursache sei die durch nichts gerechtfertigte Selbstsicherheit der Kraftfahrzeugführer. Es gebe im Lande kaum eine Fahrschule, die ihre Absolventen mit ausreichenden Fähigkeiten ausstatte. Die Zeit dafür könne nur durch Änderung im Aus-

Nicht nur

gen, die ihnen zugedacht sind für besonders sicheres Kreuzen der dröhnenden Flut, erhöhte sich die Zahl der Unfälle um 21,5 Prozent!!! Auch das eine statistische Angabe mit vielschichtigem Hintergrund: Rücksichtslosigkeit manches Fahrzeuglenkers endete tragisch, aber auch unbedachtes und unrichtiges Verhalten von plötzlich auf die Fahrbahn tretenden Passanten. Sie waren Ursache für manchen Auffahrunfall. Wenn es glimpflich abging, bloß mit Blechschaden. Auch an Haltestellen ein Unfallanstieg: 4,4 Prozent! Kurzum: Die Sicherheit der Fußgänger ist ein gesellschaftliches Problem, das nur durch menschliches Miteinander entschärft werden kann. In diesem Jahr gilt dem unser besonderes Augenmerk.

Klaus

bildungsprogramm gewonnen werden, das mit Themen der Kfz-Technik überfrachtet sei. Dawydow berührt auch die Frage der moralischen Eignung. Besonders unter den Privatfahrern gebe es viele ausgeprägte Egoisten und Frechlinge, deren Fahrweise gerade für Unbeteiligte, Disziplinierte, Unschuldige sehr böse enden kann. Fast ein Viertel aller Verkehrsunfälle ist dem Alkoholmißbrauch geschuldet! Dawydow wehklagt nicht, sondern verweist auf erhöhte gesellschaftliche Verantwortung. Die administrativen Maßnahmen der Miliz erzielten nicht in allen Fällen Wirkung. Verhandlung von Regelwidrigkeiten vor der Öffentlichkeit, wie sie die WDOAM darstellt, vor Kollegen, Mitbürgern, Nachbarn also, versprächen einen größeren erzieherischen Effekt.

K. W. Semper

PS-Nachrichten

LKW ODER TRAKTOR – diese Frage stellt sich bei der Konzipierung von Fahrzeugen für Straßenwartungsarbeiten. Das ČSSR-Nationalunternehmen PRAGA, früher Lkw-Hersteller, heute hauptsächlich Getriebeproduzent, beantwortete sie mit dem Universalgeräteträger UV-80 (Foto). Ein verkürzter Lkw mit Allradantrieb und kurzer Arbeitspritsche, beruht er überwiegend auf Serienbaugruppen des inländischen Fahrzeugbaus. Gänzlich neu ist das dreistufige Zusatzgetriebe, das dem Arbeitsfahrzeug zu 15 Vorwärtsgängen mit einem Dauergeschwindigkeitsbereich von 0,1 bis 80 km/h verhilft. Arbeitsantriebe nach vorn und hinten, Zapfwellen wie beim Traktor, erlauben den Anbau verschiedenster Geräte. *SHK*

EIN DACIA MIT DIESELANTRIEB (werksinterne Bezeichnung: CN-1) zeigt, daß der rumänische Pkw-Produzent ähnliche Wege ins Auge faßt wie andere Pkw-Hersteller. Die neue Schräghecklimousine soll wahlweise zum üblichen Ottomotor (1400 cm^3 und 45 kW/61 PS) mit einem zunächst importierten 1600-cm^3-Dieselmotor, ausgerüstet mit Abgasturbolader, bestückt werden. Er leistet 51 kW (69 PS). Interessant sind Diesel-Limousinen vor allem als Taxis. *Ka.*

EINE NEUE GENERATION LKW AUS MINSK stellt sich mit dem MAS-2000 (unser Foto) vor. Mit einer Länge von 15 Metern schleppt der Recke 90 Tonnen, dank seines Dieselherzens von 400–420 PS. Bemerkenswert sein auf Sicherheit konzipiertes Äußeres: Die Verkleidung der Räder soll speziell für Fußgänger die Unfallgefahr vermindern. Die Minsker Automobilbauer gaben ihrem jüngsten Erzeugnis den Typennamen „Perestroika". *TASS*

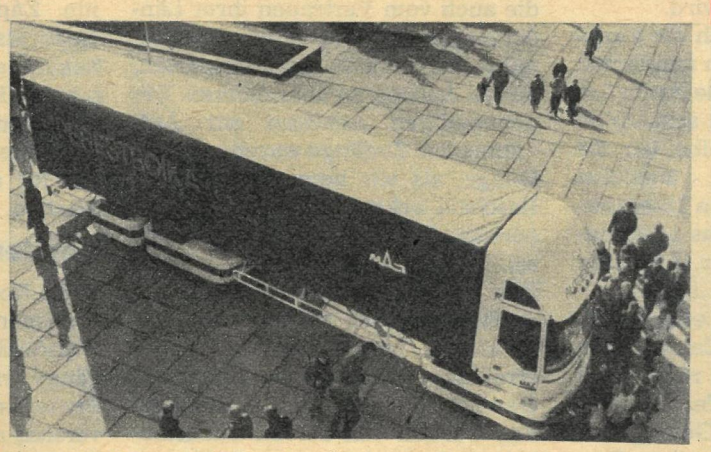
DAS JAWA-WERK TÝNEC (ČSSR) stellt die Produktion von Zweitaktmotorrädern ein. Ab 1991 werden zwei Varianten von Einzylinder-Viertakt-Motoren für die ČSSR-Kräder gefertigt. Die 180-cm^3-Maschine soll eine Leistung von 11 kW bringen, die 400-cm^3-Maschine 22 kW leisten. *Sch.*

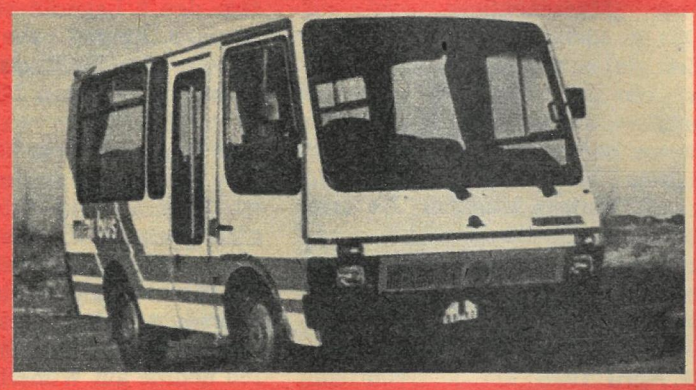
DIE KÜRZESTE TRANSITSTRECKE durch die Ungarische Volksrepublik kann ohne Grenzkontrolle befahren werden, denn die Straße zwischen den slowakischen Orten Trebisov und Kralovski Chimec führt rund 100 Meter über ungarisches Territorium. *Ga.*

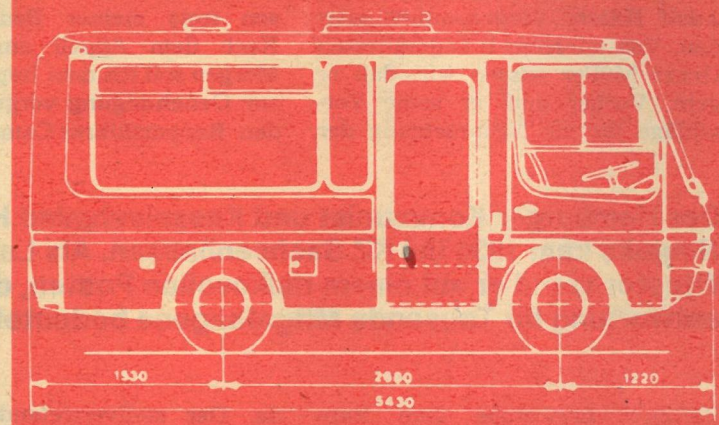
39 VON 100 BULGARISCHEN HAUSHALTEN verfügen über einen eigenen Pkw, hauptsächlich die verschiedenen LADA- und MOSKWITSCH-Varianten, ŠKODA und WARTBURG. Im nordbulgarischen Lowetsch werden jährlich 50 000 Stück des neuesten MOSKWITSCH-Modells montiert. *-le.*

BEI PORSCHE IN WEISSACH nahe Stuttgart wird derzeit auf dem Testgelände eine neue SAMARA-Variante mit Stufenheck zur Serienreife gebracht. Sie soll 1990 auf den Markt kommen. Bekannt ist der Anteil der BRD-Ingenieure bei abschließenden Tests vor Einführung der SAMARA-Serie in den WOLGA-Automobilwerken.

UM ÖKOLOGISCH SAUBERE AUTOS geht es in einem internationalen Wettbewerb, den das Staatliche Komitee der UdSSR für Wissenschaft und Technik ausgeschrieben hat. Gefragt sind Ideen für wirtschaftliche Antriebsformen und zum Design. *ADN*







Kleinbus oder Großtaxi?

NERETVA heißt ein neuer Fünfzehnsitzer, nicht viel größer als ein WOLGA, aber beträchtlich aufnahmefähiger für Fahrgäste. Basis ist das modernisierte AVIA-Fahrgestell A 21.1 (Lieferland ČSSR), das bisher hauptsächlich für Kastenlieferwagen verwendet wurde, die zu Zehntausenden Versorgungsaufgaben in der UdSSR erfüllen. Kooperation hilft über fehlende Karosseriebaukapazität in der ČSSR hinweg. So komplettiert der jugoslawische Busproduzent TAZ in Zagreb das tschechoslowakische Fahrgestell zum nur 5,4 m langen Minibus selbsttragender Bauweise. Radstand fast 2,7 m und Spur knapp 1,7 m sichern eine gute Straßenlage, zumal der steife U-Profil-Leiterrahmen ein stabiles Rückgrat bildet. Der 3596-cm^3-Dieselmotor von AVIA leistet 61 kW (83 PS) und treibt über ein Fünfganggetriebe die Hinterräder an. Bug- und Heckpartie bestehen aus glasfaserverstärktem Polyester. Die Tür des Fahrgastraums wird elektropneumatisch betätigt. Die Höchstgeschwindigkeit beträgt 100 km/h, der Kraftstoffnormverbrauch 11,5 l/100 km. Mit solch geringer Kraftstoffmenge befördert ein Pkw-Taxi soviel Fahrgäste. *SHK*

Rocker-Lady

Fotos: ADN-Zentralbild (Förster, Hiekel), S. H. Karbaum (3), Volker Hohlfeld, B. Kabaschkin, W. Meshewitsch, Jan Morek (Interpress)
Redaktion: Klaus Hurrelmann

Der Hamburger Kommunist und Kesselschmied Harry Naujoks kam 1936 ins KZ Sachsenhausen. Als Lageraltester stand er auf einem risikovollen Posten, der Verantwortung für Tausende Mitgefangene bedeutete und gefährliche Konflikte mit der SS brachte. Seine Erinnerungen an diese Zeit sind der erste Bericht eines ehemaligen Lageraltesten aus einem der großen berüchtigten faschistischen Konzentrationslager.

Im April 1939 tauchen Gerüchte über „Massenentlassungen" auf. Das ist nichts Neues. Von Zeit zu Zeit gibt es solche Gerüchte; sie erwecken Hoffnungen, die sich nicht erfüllen, und rufen Resignation bei denen hervor, die daran geglaubt hatten. Wir können der Sache kaum Glauben schenken, bis dann die in der SS-Verwaltung beschäftigten Kameraden bestätigen, daß an Entlassungslisten gearbeitet werde.

Die Entlassungen sollten am 20. April 1939, am 50. Geburtstag Adolf Hitlers, vorgenommen werden. Von unserem 1. Lageraltesten Oskar Müller wissen wir, daß er geht. Vorher muß er seine Vorschläge für die Neubesetzung der Häftlingsschreibstube dem Rapportführer oder dem Lagerführer vorlegen. Wir haben nicht mehr viel Zeit zum Überlegen. Auch die Auswahl ist nicht groß, da nur Häftlinge vom Rapportführer akzeptiert werden, die ihm schon unter die Augen gekommen sind.

Nach dem Zählappell am Morgen des 20. April beginnt der Rapportführer tatsächlich, die Namen der Entlassenen aufzurufen: etwa 1400 Gefangene. Nicht nur Juden, ASOs (Asoziale, d. Red.) und Grüne, sondern zu unserer Überraschung auch etwa 250 politische Gefangene, darunter eine Reihe führender Funktionäre der Arbeiterparteien und Gewerkschaften. Aus Hamburg sind die Genossen Robert Abshagen, Hein Brettschneider, Gustav Bruhn, Hans Christoffers und Walter Leu dabei. Wir sehen sie aus dem Lager und zum Bahnhof gehen. SS-Leute dazwischen, ohne Fußtritte, ohne Schläge – ein ungewohnter Anblick.

Zwölf bis fünfzehn Kameraden, meist schon zwei oder drei Jahre in Sachsenhausen, haben sich nach langen Beratungen geeinigt: Als 1. Lageraltester wird Roman Chwalek vorgeschlagen. Roman ist Eisenbahner aus Oberschlesien, alter Gewerkschafter und Kommunist. Den 2. Lageraltesten soll ich machen. Als 3. Lageraltester steht Franz Bobzien, Sozialist und Lehrer aus Hamburg, auf der Liste; als Verantwortlicher für den Arbeitsdienst Franz Jacob, Kommunist und Schlosser aus Hamburg. Als 1. Lagerschreiber wird Rudi Grosse, Kommunist und Schlosser aus Berlin, der schon in der Schreibstube beschäftigt war, vorgeschlagen; Rudi Wunderlich, Kommunist und Schriftsetzer aus Leipzig, als Läufer für die Schreibstube. Diese Vorschläge müssen natürlich von der SS-Lagerführung bestätigt werden.

Ich wehre mich dagegen, die Funktion des 2. Lageraltesten zu übernehmen. Einmal habe ich als Vorarbeiter der Häftlingsbekleidungskammer die besten Möglichkeiten, Verbindungen im weitesten Rahmen zu pflegen, was für unsere illegale Arbeit von großer Bedeutung ist. Zum anderen fühle ich mich nicht geeignet, einen einigermaßen reibungsfreien Verkehr mit den SS-Führern zu garantieren. Ich bin überzeugt, daß das schiefgeht. Wir müssen eine Entscheidung fällen. Ich nehme auf Wunsch der Genossen trotz meiner Bedenken an. Nach dem Appell am nächsten Morgen soll ich dem Rapportführer zur Genehmigung vorgestellt werden. Rapportführer Campe ist nicht da. Der stellvertretende Arbeitsdienstführer und zweite Rapportführer, Gustav Sorge (der „Eiserne"), hat Dienst. Roman Chwalek spricht ihn auf dem Appellplatz an, um mich als 2. Lageraltesten bestätigen zu lassen. Ich stehe mehr als hundert Meter entfernt vor der Schreibstube. Roman winkt mich heran. Der „Eiserne" dreht sich nach mir um und winkt ab. Ein Blick, und ich bin von ihm anerkannter 2. Lageraltester.

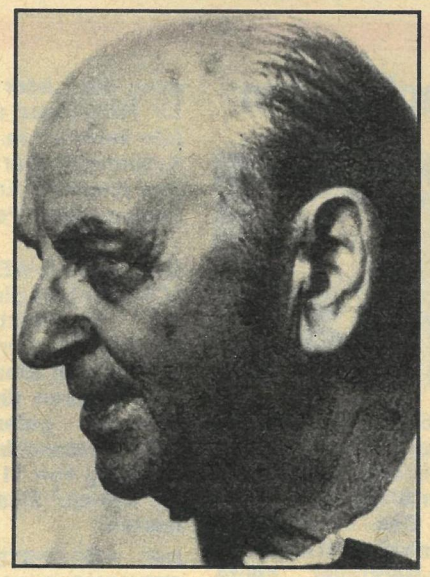
Tschechische Studenten in Sachsenhausen

Wenige Tage nach den Massenentlassungen wird der neue 1. Lageraltester Roman Chwalek von der Gestapo in Berlin angefordert. Er bleibt mehrere Tage weg. Als er wiederkommt, ist er ganz durcheinander. Es ist ihm unverständlich, daß auch er entlassen wird.

Da heißt es nun, daß ich die Funktion des 1. Lageraltesten annehmen soll. Das muß etwa Ende April/Anfang Mai 1939 gewesen sein. Auch als 1. Lageraltester bleibe ich für die SS-Lagerführung zunächst Luft. Ich hatte auch kein Interesse, mich vorzudrängen. Was organisatorisch zu machen war, schafften Rudi Grosse und Franz Jacob.

Mitte November 1939 erhalte ich vom Rapportführer Campe den Auftrag, vier Baracken räumen zu lassen und für die Aufnahme von 1000 bis 1500 neuen Gefangenen fertig zu machen. Über ihre Herkunft kann ich von Campe nichts erfahren. Dann erhalte ich von irgendwem den Hinweis, daß es sich um einen Transport tschechischer Studenten handelt.

Es ist das erstemal, daß eine so große geschlossene Gruppe von Ausländern ins Lager kommt. Wahrscheinlich kennen sie nicht einmal unsere Sprache. Wir müssen davon ausgehen, daß sie böse Erfahrungen mit der Wehrmacht, der SS und der Nazi-Bürokratie gemacht haben und auch uns deutsche Häftlinge als einen Teil des faschistischen Machtapparats ansehen werden. Die ganze Art, wie die Lagerführung sich zu dem angekündigten Transport verhält, läßt uns Böses vermuten.



Unsere Befürchtungen waren bestimmend bei der Auswahl der Blockältesten und der Stubendienste. Wir mußten die Gewähr dafür haben, daß sie jedem Druck der SS widerstehen, sich an Exzessen nicht beteiligen, sondern ihnen vorbeugend entgegenwirken würden. Es mußten Genossen sein mit viel Mut, Einfühlungsvermögen und einem festen Standpunkt. Wir sagten ihnen jede Hilfe zu, aber die letzte Entscheidung mußten sie allein treffen. Viele Stunden haben wir uns um die Mitarbeit der Genossen, die auch vom Vertrauen ihrer Ländergruppen getragen wurden, bemüht, bis sie sich bereit erklärten, diesen Auftrag zu übernehmen. Die notwendigen Arbeiten zur Aufnahme der Zugänge waren noch im Gange, als wir beim Abendappell Bescheid bekamen, daß der Transport am späten Abend zu erwarten sei.

Den Weg vom Bahnhof ins Lager mußten die 1200 Mann zu Fuß zurücklegen. Lange bevor das Lager erreicht war, hörten wir schon das Gebrüll der SS-Leute. Die Gefangenen wurden von der SS buchstäblich ins Lager hineingeprügelt.

Wir erfuhren nun Näheres über diesen Transport. Am 28. Oktober 1939 hatten in Prag Studentendemonstrationen stattgefunden, wobei der Student Jan Opletal vom deutschen Sicherheitsdienst erschossen worden war. Die Beisetzung des Ermordeten fand am 15. November unter ungewöhnlich starker Beteiligung statt. Dabei kam es zu Zusammenstößen mit der Besatzungsmacht, Verhaftungen wurden vorgenommen, und weitere Studenten fanden den Tod.

Am 17. November, um 4 Uhr nachts, wurden die Studentenheime in Prag und in Brünn umzingelt und die Studenten herausgetrieben. Der von Hitler eingesetzte „Reichsprotektor in Böhmen und Mähren", Konstantin von Neurath, gab eine Bekanntmachung heraus, in der es hieß, daß die tschechischen Hochschulen auf die Dauer von drei Jahren geschlossen, neue Täter erschossen würden und eine größere Anzahl der Beteiligten in Haft genommen sei.

Die Studenten kamen aus allen Gesellschaftsschichten des Landes. Ich hatte den Eindruck, daß der größte Teil von ihnen unpolitisch war. Kommunisten mögen etwa 20 unter ihnen gewesen sein, und das ist gut geschätzt. Sie waren natürlich voller Unruhe über ihr weiteres Schicksal. Was sie eng miteinander verband, war ihre gemeinsame nationale Herkunft.

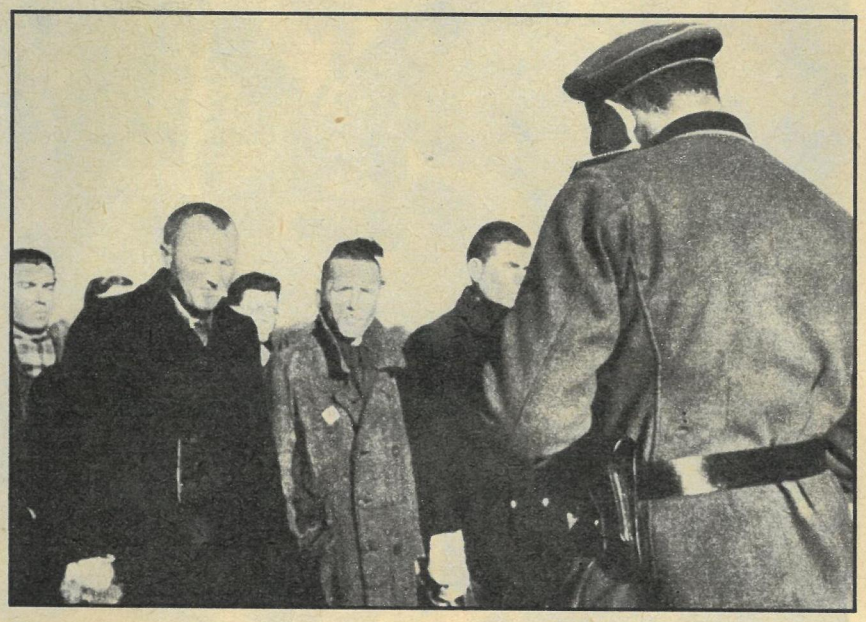
Während der ersten Zeit im Lager wurden die Studenten nicht zur Arbeit eingesetzt. Sie mußten auf eine Entscheidung der Naziführung, was mit ihnen geschehen solle, warten. Stundenlang marschierten sie in unzulänglicher Bekleidung auf dem Appellplatz herum. Die SS-Leute hielten sie bis zur Erschöpfung mit Hüpfen, Rollen usw. in Bewegung.

Unter den Zugängen im Winter 1939/40 war auch eine Reihe Mitglieder des ZK der Tschechoslowakischen KP: Dr. Jaromir Dolansky, Jan Vodička und später auch Antonin Zápotocký. Sie und andere tschechische Genossen wie Ivan Sekanina und Pavel Prokop fanden schnell Kontakt zu uns deutschen Kommunisten, was dazu beitrug, die ersten Monate in Sachsenhausen für alle etwas erträglicher zu machen.

Der deutsche Standpunkt

Ende November kamen mit einem Transport 159 Polen aus Krakau. Während der Aufnahme dieser Zugänge erfuhren wir, daß es sich um Professoren der Jagiellonen-Universität aus Krakau handelte, eine der ältesten Universitäten des Landes. Die Professoren waren zum 6. November 1939 von der deutschen Besatzungsmacht aufgefordert worden, sich zu einem Vortrag SS-Obersturmführers Müller in der Universität einzufinden. Das Thema lautete: „Der deutsche Standpunkt in Sachen Wissenschaft und Universitäten." Guten Glaubens folgten die Akademiker dieser Aufforderung. Ihnen fielen aber die umfangreiche Absperrung

Sonderaktion Krakau



Polnische Widerstandskämpfer werden in das KZ Sachsenhausen eingeliefert.

und die vielen Lastwagen in den Nebenstraßen auf. Gegen 12 Uhr mittags wurde der Ring der SS um die Universität geschlossen. Zwei Professoren, die einen Augenblick später kamen, verlangten, durchgelassen zu werden, was ihnen auch gestattet wurde. Sie mußten aber sofort die Wagen besteigen. Im Hörsaal Nr. 66 erklärte inzwischen SS-Führer Müller den Anwesenden, sie seien verhaftet und würden in ein Konzentrationslager überführt, wo man ihnen den deutschen Standpunkt klarmachen würde. Die Professoren wurden völlig überrumpelt. Sie hatten die Universität nicht evakuiert, weil sie der Ansicht waren, daß ihrer wissenschaftlichen Arbeit aufgrund der Bestimmungen der Haager Konvention keinerlei Gefahr drohe. Mit dieser „Sonderaktion Krakau" hatten die deutschen Faschisten die Zermürbung und Dezimierung der polnischen Intelligenz eingeleitet.

Als ich das erste Mal bei den Professoren war, standen sie um mich herum und dachten, vom Lagerältesten auf alle Fragen eine Antwort zu bekommen. Sie waren noch voller Empörung, daß man sie, Wissenschaftler von internationalem Ruf, geschlagen und getreten hatte. Sie verstanden nicht, wie das im 20. Jahrhundert und in Mitteleuropa geschehen konnte, und wollten von mir wissen, wie so eine Behandlung möglich war. Ich bemühte mich, ihnen zu erklären, daß sie sich hier in den Händen der deutschen Faschisten befänden, die die Polen wie alle anderen slawischen Völker als minderwertig und Untermenschen betrachteten und es besonders auf deren Intelligenz abgesehen hätten. Es sei schon der Überlegung wert, warum das alles über sie hereingebrochen war, aber jetzt gelte es erst mal, die Situation im Lager zu meistern. Es dauerte aber seine Zeit, bis sie ihre Weltfremdheit überwunden hatten. Hier halfen besonders die Kontakte zu den langjährigen politischen Häftlingen, auch manches Streitgespräch mit den tschechischen Kameraden.

Von den insgesamt 183 nach Sachsenhausen eingelieferten polnischen Professoren haben nur einige die KZ-Haft überlebt. Bis zum Februar 1940 waren von ihnen schon 13 gestorben, darunter der angesehene Zoologe Professor Michał Siedlecki aus Krakau.

Im Laufe des Monats Oktober 1940 kommen zwei SS-Leute von der Politischen Abteilung in unsere Schreibstube. Die an der Häftlingskartei arbeitenden Gefangenen müssen ihre Plätze räumen. Die SS-Leute suchen anhand mitgebrachter Listen bestimmte Namen in der Kartei. Obwohl die beiden SS-Leute mit dieser Arbeit schlecht fertig werden, sehen wir keinen Anlaß, ihnen unsere Hilfe anzubieten. Wir befürchten, daß wieder eine besondere Gestapo-Aktion in Vorbereitung ist. Inzwischen können wir anhand der laufenden Seitenzahl ihrer Listen feststellen, daß sie mehr als dreihundert Namen überprüfen. Bald merken wir auch, daß es sich ausschließlich um polnische Häftlinge handelt. Die SS-Männer nehmen schließlich 33 Karteikarten mit in die Kommandantur.

Freiheit oder Tod?

Am 9. November, nach dem Morgenappell, wurde eine größere Anzahl von Häftlingen aufgerufen, zum Rapportführer zu kommen. Es waren zum großen Teil Polen, die nach dem Abrücken der Arbeitskommandos am Lagertor antreten mußten. Hier wurden sie nach namentlichem Aufruf in zwei Gruppen eingeteilt. Die eine nahm links vom Tor Aufstellung, die andere, bei der es sich um die 33 von der SS ermittelten Polen handelte, rechts. In beiden Gruppen herrschte die Meinung vor, daß sie entlassen werden sollten. Sie fühlten sich in dieser Annahme insofern bestärkt, als die Gruppe, die an der linken Seite des Tores stand, tatsächlich zur Entlassung kam.

Die anderen 33 Kameraden standen bis etwa 9.30 Uhr am Tor; unter ihnen kam schon Unruhe auf, was mit ihnen geschehen würde. Ich ging zu ihnen, um von einigen, mit denen ich näher bekannt geworden war, Abschied zu nehmen und – wie wir das immer machten, wenn Kameraden von uns gingen – noch irgendwelche Wünsche entgegenzunehmen. Ich sprach mit dem polnischen Geistlichen Henryk Figat, zu dem ich seit seiner Einlieferung im Mai 1940 in enger freundschaftlicher und politischer Beziehung stand. Er glaubte nicht an eine Entlassung, sondern war überzeugt davon, am Ende seines Erdenweges angekommen zu sein. Auch der zweite, von dem ich mich verabschieden wollte, rechnete mit seinem Tode. Es war ein junger Pole, den ich einmal gestellt hatte, als er einen Teil seiner Brotration gegen eine Zigarette eintauschen wollte. Er hatte mich gebeten, die Sache zu vertuschen, weil sein Vater, der auch im Lager war, nichts davon erfahren sollte. Die Zigarette sei für seinen Vater, einen leidenschaftlichen Raucher, bestimmt gewesen. Jetzt zum Abschied sagte mir der Junge, er sei froh darüber, daß sein Vater nicht mehr hier sei und ihm dieser Schmerz erspart bleibe. Sie alle würden der SS zeigen, wie Polen sterben.

Als Rapportführer Campe kam, ging ich schleunigst. Aus der Ferne konnte ich beobachten, wie Campe noch einmal die Namen anhand einer Liste aufrief. Jeder Häftling mußte vortreten, Campe verglich Namen und Nummern auf seiner Liste. Danach mußten die Häftlinge die Oberbekleidung ablegen. Ein geschlossener Wagen fuhr an das Tor heran und brachte sie zum Industriehof. Von dort konnten wir im Lager die Schüsse des Exekutionskommandos hören. So ermordete die SS am 9. November 1940 in der Zeit von 10 Uhr 42 bis 11 Uhr 20 dreiunddreißig polnische Kameraden auf dem Industriehof im KZ Sachsenhausen. In den Totenmeldungen hieß es: „Auf Befehl des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD erschossen." Später erfuhren wir, daß diese 33 Kameraden schon in Palmiry bei Warschau, wo die Gestapo eine große Abschreckungsaktion durchgeführt hatte, erschossen werden sollten. Aus irgendwelchen Gründen wurden sie aber nach Sachsenhausen deportiert, wo der lange Arm des SD sie nun unglücklicherweise doch noch erreicht hatte.

Emil Büge schreibt in seinen kurz nach diesem Mord angefertigten Aufzeichnungen: „Einige Tage danach... habe ich einen Brief gelesen, den die Frau des erschossenen Witkowski, Nr. 24534, nach dem 9. 11. 1940 an das Lager gerichtet hat und anfragte, was mit ihrem Mann sei, da sie eine an ihn gerichtete Karte mit unverständlichem Vermerk zurückbekommen habe." Die Angehörigen der Erschossenen wurden von deren Ableben benachrichtigt. Aber ihr Nachlaß wurde nicht zurückgesandt, sondern „zugunsten des Deutschen Reiches" eingezogen.

Nach dem Abendappell hörten wir, daß die polnischen Kameraden in ihren Baracken Gedenkfeiern abhalten wollten. Ich habe einer dieser Feiern zusehen können. Zur Absicherung gegen die SS war an den vier Ecken der Schlafräume je ein Wachposten an den Fenstern in Deckung aufgestellt worden.

Einleitend sangen die Polen leise ein christliches Lied. Ein Kamerad hielt eine kurze Ansprache, anschließend folgte die Rezitation eines Gedichts und dann wieder ein Lied. Die Feier wurde mit einem gemeinsamen Gebet beendet.

Nicht nur die Polen, sondern das ganze Lager war unruhig und besorgt. Seit Bestehen des Lagers Sachsenhausen war hier zum erstenmal eine Massenexekution vorgenommen worden. Immer neue Gerüchte tauchten auf und brachten Unruhe unter die Häftlinge. Anlaß gaben Erschießungen von einzelnen Polen, die von ihren Arbeitsstellen abgeholt und zum Industriehof gebracht worden waren. Wir vermuteten, daß die Gestapo oder der SD die im Laufe des Sommers eingelieferten Transporte systematisch durchkämmten und alle einer Widerstandshaltung Verdächtigen ohne jede Untersuchung erschießen ließ.

Mit freundlicher Genehmigung des Dietz Verlages Berlin

Im nächsten Heft:

Orden für die Mörder

Foto: ZB

10

ZEUGENVERNEHMUNG

Eine FREIE WELT-Serie: zeitgenössische Zeugnisse deutscher Zustände – Dokumente, Erinnerungen, Fotos; Tatsachen, Urteile, Meinungen. Rückblick auf drei Jahrzehnte und ein Jahr: vom Zusammenbruch des Kaiserreichs im November 1918 bis zur Gründung der DDR im Oktober 1949

Die Tatsache, daß Rußland ein kommunistischer Staat ist und daß Großbritannien und die USA das nicht sind und es auch nicht zu werden beabsichtigen, ist kein Hindernis für uns, einen guten Plan zur Gewährleistung unserer gegenseitigen Sicherheit und unserer berechtigten Interessen aufzustellen.

Brief des englischen Premierministers Winston Churchill an Stalin, 22. November 1941

Die Völker der Welt werden, davon bin ich überzeugt, die Ergebnisse dieser Zusammenarbeit nicht nur billigen, sondern sie als wirkliche Garantie dafür ansehen, daß unsere drei großen Nationen im Frieden genauso zusammenarbeiten können, wie sie das im Krieg getan haben.

Brief des USA-Präsidenten Franklin D. Roosevelt an Stalin nach Abschluß der Konferenz von Jalta, 13. Februar 1945

Die Vernunftehe

Um ein Uhr in der Nacht vom 24. auf den 25. April 1945 traf sich Graf Bernadotte, der das schwedische Rote Kreuz vertrat, in Lübeck mit Himmler, auf dem Papier noch immer oberster Herr über SS, Sicherheitsdienst und Konzentrationslager. Himmler behauptete, Hitler leide an Gehirnblutungen und werde die nächsten zwei Tage nicht überleben. Deshalb besitze er, Himmler, alle Vollmachten, und er sei bereit, an der gesamten Westfront zu kapitulieren, um alle Kräfte an die Ostfront zu werfen. Premierminister Churchill schickte den Bericht seines Stockholmer Botschafters im vollen Wortlaut nach Moskau – auch Präsident Truman informierte den Bundesgenossen – und er fügte hinzu, es käme „nichts anderes in Frage als eine bedingungslose Kapitulation gleichzeitig gegenüber den drei Großmächten". Stalin antwortete: „Ich kenne Sie und habe nie daran gezweifelt, daß Sie so und nicht anders handeln würden." Himmlers

Mai 1945: Amerikanischer Besuch bei der Sowjetarmee an der Elbe.

Spekulation, in letzter Stunde die Koalition der Alliierten zu sprengen, war gescheitert.
Man hat seinerzeit von einer Vernunftehe gesprochen. Als sie zerbrach, triumphierten rechthaberische Skeptiker: Sie hatten es von Anfang an gewußt. Aber sie hatten nicht recht. Die Koalition hat funktioniert, und sie hätte nicht zerbrechen müssen.
Sie hat im Krieg funktioniert, in der Voraussicht auf den absehbaren Frieden und zunächst auch nach dem Krieg. Sie hat funktioniert auf den Konferenzen von Teheran und Jalta. Und auch in Potsdam: Den Entwurf des Abkommens brachten die Amerikaner mit, die Sowjetunion erhob keine schwerwiegenden Einwände. Sie hat funktioniert in der Einigung über die Besatzungszonen, im Alliierten Kontrollrat, im Nürnberger Kriegsverbrecherprozeß. Selbstverständlich gab es Meinungsverschiedenheiten, aber es gab auch den guten Willen, ohne den kein Kompromiß zustande kommt. Selbstverständlich gab es auf der anglo-amerikanischen Seite Antikommunismus, aber es gab auch die Einsicht, daß der fundamentale Gegensatz von Kommunismus und Kapitalismus kein Hindernis für sachliche Zusammenarbeit sein muß. Was für die Deutschen von dieser Einsicht abhing, sollten sie bald erfahren.
Das Wort von der Vernunftehe mag im Privaten seinen eigenen Beigeschmack haben. In der Politik war Vernunft immer ein hoher Wert, heute ist es der höchste. Die bedrohte Welt brauchte Vernunft gegen Hitlers Wahnwitz, und sie hat heute gegen den Wahnsinn eines endgültig letzten Krieges erst recht nichts nötiger als Vernunft.

Jürgen Jessel

Lesenswertes zu unserem Beitrag: Briefwechsel Stalins mit Churchill, Attlee, Roosevelt und Truman 1941–1945, Berlin 1961

Foto: Archiv/Berliner Verlag

DONÁT
ŠAJNER

Berührungen

Kein Traum mehr, was dreifach den Anbruch des Tages bezeugt.
Große, staunende Augen sehen die Quellen im Innern der Erde.
Irgendwo, weit, liegt das sich wölbende Meer, das ans Ufer drängt.
Die Wellen umringen den Felsen, der trauernd steht in der Frühe.
Die Birken, die Kiefern, umtanzen das Dörfchen.
Alles will zärtlich berühren,
auch das Wort, das die Fluten versiegen hieß.
Deshalb forme ich dich, grauer Ton,
deshalb streichle ich euch, duftende Gräser.

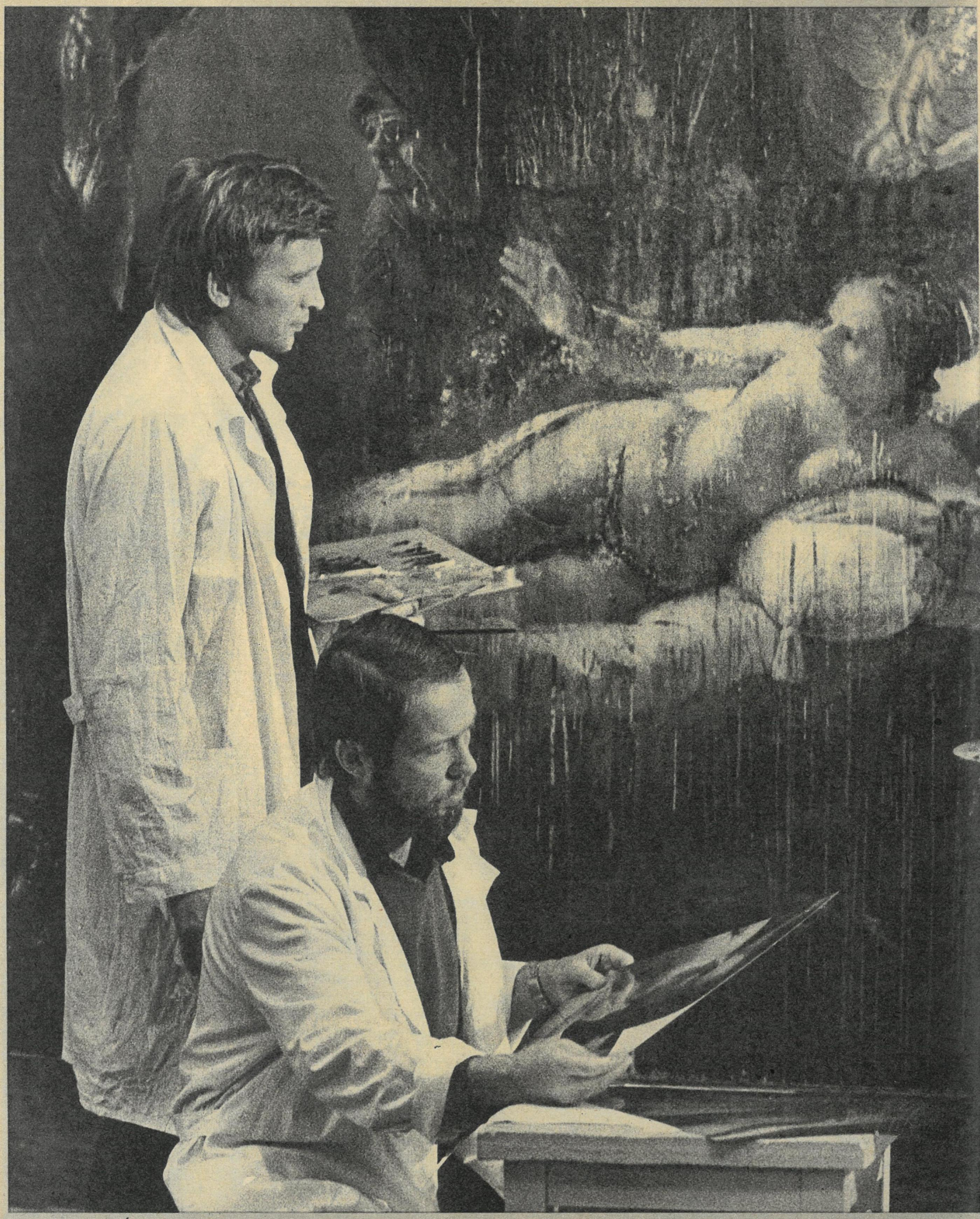
Und dich, mein Glas, jubelnd betaut mit Tränen der Freude.
Nach allem verlangt meine Hand und will das Bebende spüren.
Die Arme, die Haare der Fraun,
die Rücken, schöner als Brunnelleschis Gewölbe.
Die Rinde der Bäume, die Knospen, die Flügel der Vögel,
den Schmetterlingsstaub.
Die Mauern, im Stein die hundertjährigen Lieder von Frühling
und Herbst.
Auch dich, Gedanke, der du unter die Lider flüchtest

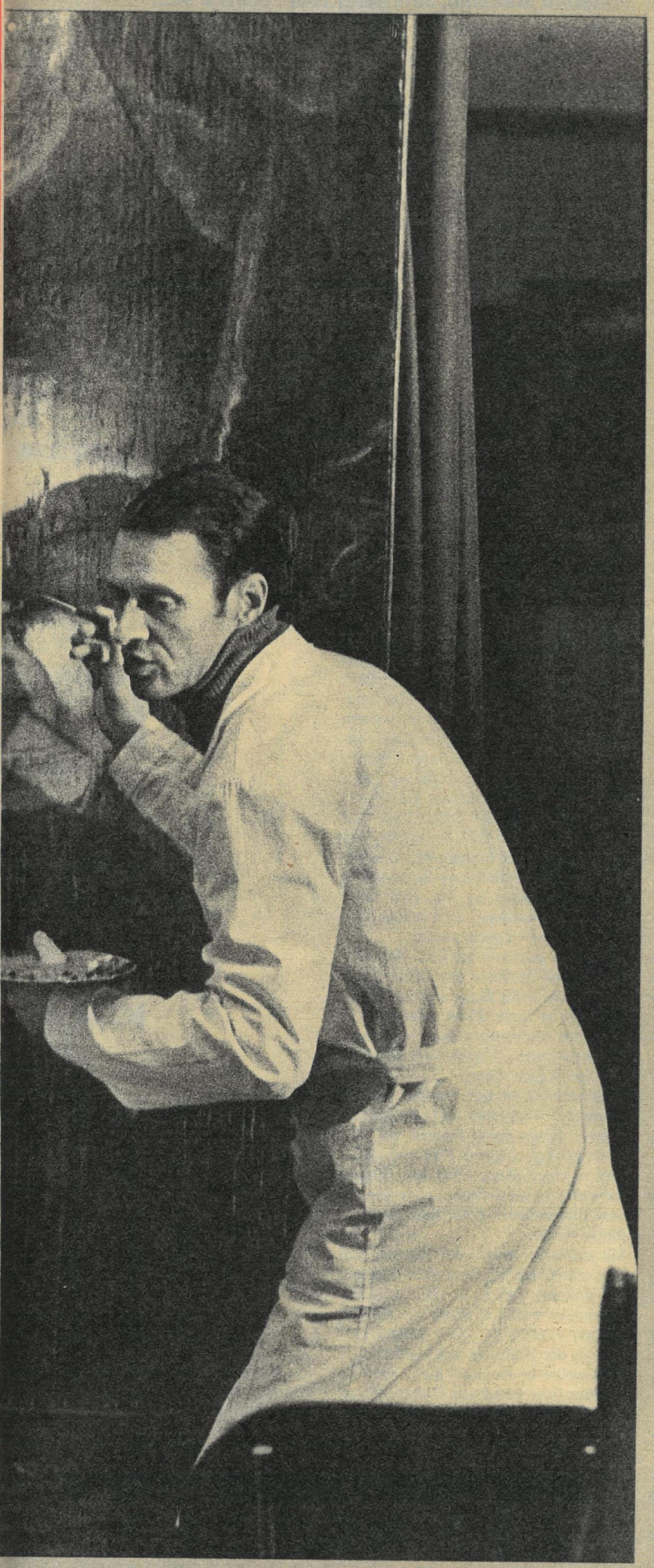
Foto: Peter Meißner

und wie der Nebel Verirrte durch Wiesen führst.
Alles will zärtlich berühren, auch das Wort, das vor Kummer vergeht
im Schweigen der Liebenden.
Und wie viele Dinge erwarten noch
ihr Benanntsein, da sie in der Tiefe der Hirne
sinnleer und formenlos heute ruhn, wie damals
Metall und Haus, Glas und Faden,
wie die Wege, die das Getier sich brach.
Nur der Wind weiß von allen Dingen und Orten
und vergißt doch für immer, wenn er sich hinter die Hügel legt,
vergißt, daß er zärtlich sein wollte zu jener und jenem da und dort.
Nie nahmen wir an, in unseren Händen liege
das Leben.
Aber es wird uns dreifach bezeugt, wenn der Tag sich erhebt.
Im Namen des Glücks aller Lebenden,
die mit großen, staunenden Augen
sehn zu den Quellen der Erde.

Nachdichtung W. Dege

Aus: Tschechische Lyrik der Gegenwart, Artia-Verlag





Das Lever der Prinzessin

Nicht im Traum hätte ich mir ausgemalt, Rembrandts „Danae“ einmal so nahe zu sein. Immer, wenn wir uns begegneten, wahrte ich gebührenden Abstand. Die Museumsordnung gebot Distanz zwischen dem einfachen Sterblichen und der herrlichen Prinzessin von Argos. Die majestätische und in ihrer Liebe zu Zeus – der sich ihr als goldener Regen nähert – doch so irdische Danae, in diesem Gemälde ist sie geboren aus der irdischen Liebe des Künstlers Rembrandt zu seiner Frau Saskia. Der Widerschein des Gefühls berührt seit dreieinhalb Jahrhunderten wohl jeden, der vor das Bild tritt. Seit 1772 gehört es der Ermitage; nur einmal, 1978, verließ es seinen Platz. Unter außerordentlichen Maßnahmen für seine Sicherheit ging es auf eine Reise nach Japan. Wer hätte geglaubt, daß Danaes Unglück gerade zu Hause, in Leningrad, lauerte? Die Museumsordnung war nicht streng genug, ein Geisteskranker versetzte dem Bild im Juni 1985 zwei Messerstiche und begoß es mit Säure (FW berichtete darüber in Heft 19/1986). Ein Schrei der Aufsichtskraft in der Stille des gut besuchten Saales, die Gäste erstarrten zu Salzsäulen, ein Milizionär sprang herzu, zu spät. Das Schlimmste, das einem gemalten Bild widerfahren kann, wurde hier zur ersten Hilfe – ein stundenlanges Bad in klarem Wasser. Ich gehörte nicht zu den Optimisten, die an eine erfolgreiche Restaurierung des Bildes glaubten. Vieles läßt sich reparieren, wie kann man aber etwas nicht Faßbares, das Leuchten eines Meisterwerks, die Handschrift eines Genies, das typisch Rembrandtsche wiedererstehen lassen? Mit Zweifel und Hoffnung gingen auch die Restauratoren ans Werk. Der Leiter ihrer Gruppe ist Jewgeni Gerassimow, seit sechsundzwanzig Jahren Restaurator an der Ermitage. Mit einem winzigen Gehalt hat er angefangen, doch nie konnten ihn lukrative Angebote anderswohin locken, sein Herz ist hier. Gerassimow gilt als seltener Spezialist, seinen Händen wurden Werke von da Vinci, Rubens, van Dyck, Matisse, Picasso anvertraut. Doch persönliches Talent als Maler und Grafiker und traditionelle Werkzeuge wie Pinsel, Skalpell und Mull sind diesmal nicht genug. Im „Fall Danae“ muß Wissenschaft die Strategie diktieren. In der Abteilung wissenschaftliche Konservierung und Restaurierung arbeiten Physiker, Chemiker, Biologen, Röntgenologen.

Rembrandt malte die „Danae“ 1636, zehn Jahre später nahm er wesentliche Korrekturen vor. Röntgenaufnahmen zeigen die zwei Schichten deutlich, jahrhundertelang verborgene Details werden wieder sichtbar. Mit verschiedenen technischen Methoden wird Quadratmillimeter für Quadratmillimeter untersucht, fotografiert, mit Daten und Bildern im Computer gespeichert. Die Struktur des Materials wird bis ins einzelne erforscht, jedes Krümchen Farbe analysiert, Bildaufbau, Rhythmus, Pinselführung werden in Grafiken und Schemata festgehalten. Danach richten sich die Restauratoren. Nicht um ihren möglichst genauen Eindruck, wie das Bild einmal gewirkt haben könnte, geht es, es geht um den authentischen Rembrandt.

Wie hat sich mir die „Danae“ in der Werkstatt der Restauratoren gezeigt, so ganz aus der Nähe? Arg mitgenommen sieht sie noch aus, die Säure hat Farben aufgelöst, ist am Bild hinuntergelaufen, hat dunkle Streifen hinterlassen. Es sieht aus, als könne man sie einfach abwischen. Wenn es so einfach wäre! Die durch das Wasser abgelösten Farbschichten sind inzwischen wieder auf der Leinwand befestigt. Doch Dutzende Geheimnisse um „Danae“ sind noch zu lösen.

Oleg Petritschenko (Text)
Juri Schtschennikow (Foto)

Noch Zeit bis zum Lever, dem zeremoniellen Erwachen der Fürsten: Die Restauratoren Gennadi Schirokow, Alexander Rachmann, ihr Leiter Jewgeni Gerassimow (von links nach rechts) und ihre Kollegen werden noch lange mit der Wiedererweckung der Prinzessin Danae beschäftigt sein.

Wladimir Makanin ZUFLUCHTSORTE

Wladimir Makanin, Jahrgang 1937, erwarb sich mit seinem Erzählstil in den letzten Jahren ein immer größeres Lesepublikum. So gab es gleich in mehreren DDR-Verlagen Veröffentlichungen, und mehrere Arbeiten sind in Vorbereitung. Mit „Zufluchtsorte" wurde er als ein Autor der jüngeren Sowjetliteratur in die Anthologie des Verlages Volk und Welt „Russische Erzählungen aus sieben Jahrzehnten" aufgenommen, die auch für Eingeweihte noch manche Entdekkung enthält.

Es gibt eine parabelhafte Erzählung, in der sich unaufdringlich und nur nach und nach, wie etwas weit Entferntes, drei Menschen abzeichnen; etwas später rücken diese drei mehr und mehr in den Vordergrund (andere Personen existieren gleichsam nicht mehr), und noch später taucht ein flüchtiger Vergleich auf: Mitten durch die nächtliche Finsternis rasen drei Meteoriten in verschiedene Richtungen. Und zerfallen. Drei Schicksale letztlich. Und als gleichbleibender Hintergrund: das verwaiste Ufer einer Halbinsel, Algengewirr, Jodgeruch. Zäher Sand unter den Füßen. Und Meer.

Bekannt ist eine Parabel des Japaners Abe. Ein gewöhnlicher Städter verirrt sich in der Wüste. Er findet Unterschlupf in einer Ansiedlung, man behält ihn dort, zwingt ihn zu arbeiten, so wie alle, jung und alt, es tun: Sie schaufeln unermüdlich Sand, weil die Siedlung immer wieder zuweht. Der Städter möchte fliehen. Es gelingt ihm nicht. Er leidet. Und siehe da – eines Tages leidet er nicht mehr und will gar nicht mehr fliehen. Der Sinn des Lebens scheint im Sand schaufeln zu bestehen.

Auch die Wüste, die diese menschenarme Ansiedlung beherbergt, prägt sich dem Gedächtnis ein. Auch der Sand. Auch die Abgeschiedenheit.

Empfindungsmäßig ist das natürlich nachvollziehbar: Es ist bekannt und vertraut. Wirst du gehetzt, gejagt, gebeutelt, verlangt es dich danach, allein zu sein, wie es dich nach Wasser und Brot verlangt. Und so ergreifst du mit beiden Händen die Gelegenheit, wenigstens für einen Tag zu verschwinden. Oder du schlenderst durch fremde Straßen. Oder sagst überraschend zur Mutter, zur Ehefrau, zur Freundin, die sich natürlich höchlichst wundert: „Ich geh mal schnell Kartoffeln holen." – „Jetzt?" – „Jaja. Du wolltest doch welche haben. Gib mir Geld." – „Das ist dort, wo es immer liegt." – „Na gib's schon rüber. Schnell." Und sie blickt dich dumm an, als wärst du übergeschnappt, deine Knie, dein ganzer Körper zittern, auch die Hand, mit der du nach den Rubeln greifst. Allein sein. Ganz für dich sein. Und dir scheint, du bildest dir ein, daß du nun (in dem Augenblick, wo du Kartoffeln holen gehst und gleichsam mit dir allein bist) etwas begreifst, eine Erkenntnis gewinnst, einen gedanklichen Zusammenhang herstellst, etwas in dich eingehen läßt, und wenn es nur eine Alltäglichkeit ist, die sich ablagert, so wie sich der Staub des Tages setzt. Aber natürlich stellt sich kein Zusammenhang her, und nichts geht in dich ein, weil es keine Zusammenhänge gibt, weil alles nur Schein, Trug, nur Spiel und ein Hin- und Herschieben von Figuren ist. Aber für ein, zwei Minuten geläutert und rein bist du, das steht fest, deshalb bist du auch weggelaufen.

An einer Parabel erstaunt in der Regel nicht das Ende, nicht die – stets überflüssige – Schlußfolgerung, auch nicht die Moral. Wichtig sind die Zurückgezogenheit und eine gewisse Verteilung der Kräfte und Gefühl in diesem Vakuum, dieser Leere. Um sich zu läutern – deswegen werden ja gerade Parabeln geschrieben! Du kannst zum Beispiel für einen Monat in die Berge ziehen. Dort ein Lagerfeuer machen. Nach dem Essen die Kasserolle mit feuchtem Sand scheuern. Du kannst in den Norden fahren. Kannst deine Arbeit aufgeben. Kannst auch aus dem Leben scheiden. Läutert das?

Fragst du – und in dir, in deinem Innersten, im allerletzten Winkel deines Ichs flüstert etwas: nein, nein, nein, glaub nicht dran.

Es läutert **nicht**.

Aber die Parabel tut es. Dazu ist sie da. Eben der alte Trick: Kunst!

Ein stiller, rundlicher, ziemlich kahlköpfiger Mann sprach: „Ich möchte allein bleiben. Ich werde allein bleiben und mich selbst sezieren. Ich will Rückschau halten. Ich will wissen, wer und was ich bin."

Und er sagte noch:

„Alles, alles werde ich überdenken und mir klar darüber werden, ob ich überhaupt jemanden geliebt habe."

Und:

„Das Leben vergeht. Und ich habe noch nichts von mir selbst begriffen. Schwanke, was für einer ich bin."

Und er fügte hinzu – das Ganze ähnelte einem langgezogenen Monolog:

„Ich möchte weggehen und wiederkommen. Wiederkommen, mit mir selbst im reinen. In mir selbst ruhend."

Ich fragte:

„Mit dir selbst im reinen? Wozu?"

Er antwortete nicht, lächelte nur bedeutungsvoll, als wolle er sagen: Bist du dumm, mein Lieber!

Läuterung durch Flucht gibt es nicht – da ist nur der Drang, die dauernde Sehnsucht nach Zurückgezogenheit, kein Deut mehr. Ein Drang, der sich mit der Flucht erschöpft, von selbst vergeht wie Windpocken oder Mumps. Ein bekanntes und nicht nur ein Daseinsmodell: Ein Herr X lebt in einem bestimmten, festumrissenen Raum. In einem Labor. Oder einer Schule. Oder einer Familie. Oder schließlich zusammen mit anderen Nachbarn auf einem Treppenflur. Unerwartet entsteht eine Konfliktsituation, die ihm die Augen öffnet – auf einmal ist die Umwelt, sind nette, sympathische und im wesentlichen unkomplizierte Menschen gar nicht mehr so nett, sympathisch und unkompliziert. Herr X sieht die Kehrseite. Er sieht das harte Gerüst der ihn bisher umgebenden Konstruktion. Ein Tropfen, noch ein Tropfen, und das Faß läuft über, und nun kann und will er nicht mehr mit diesen Menschen leben und – geht fort. Sagen wir, in den Norden. Oder sonstwohin. Unwichtig wohin, wichtig ist, daß er überhaupt geht. Sich von selbst entfernt.

Er ist von Menschen weggegangen und kommt wieder zu Menschen. Wohin sonst? Und natürlich sind auch sie nett, sympathisch und im wesentlichen unkompliziert.

Also liegt allein im Zustand der Veränderung das Wesen dieser Veränderung. So wie der Moment zwischen Ein- und Ausatmen. Dieser Moment ist winzig und gewissermaßen sogar sinnlos, aber dem Menschen ist dieser Moment teuer und wird es immer sein. Und frag ihn, warum, so zuckt er die Achseln.

Das ist wie das Geheimnis der Sekunde, die Magie des kurzen Tick-Tack, bei dem es weder Vergangenheit noch Zukunft gibt. Nur **es** – das Gegenwärtige. Nachvollziehbar, wenn auch nur teilweise, ist die von einer Frau erzählte Geschichte – eine Geschichte, keine Parabel! – darüber, daß **er** zaristischer Offizier war, kein bedeutender, aber auch kein völlig unbedeutender, und daß es 1915 oder 1916 geschah, als die Armee schon keine Armee mehr war. Der kleine Offizier war ein ziemlich oberflächlicher, leichtsinniger und ungeheuer von sich selbst eingenommener Mensch. Er hatte einen Haufen Schulden gemacht, ein Papier gefälscht, und zu guter Letzt gab es im Offiziersklub eine Schlägerei mit blutigem Ausgang, obwohl man sich zuerst nur mit Billardstöcken bekämpft hatte, normale Rache. Er tötete einen Bekannten – natürlich nicht vorsätzlich, er war ein Hohlkopf, tat nichts vorsätzlich, konnte das gar nicht. Ein Prozeß drohte ihm. Und Zwangsarbeit. Er floh. Er spürte, daß das Schicksal der Romanows am seidenen Faden hing und auch die Armee in den letzten Zügen lag; ein, zwei Jahre mußte er überstehen, dann würde alles in Vergessenheit geraten sein.

Die Sache passierte im Ural. Aus dem Truppenteil flüchtete der Offizier aufs Geratewohl in die Berge – er kam ziemlich weit, er hatte Glück. Zuerst ritt er ein Pferd zuschanden, dann ging er zu Fuß weiter und schleppte sich auf unbekannten Wegen voran.

Überraschend tat sich vor ihm ein mit Wermut bewachsenes und von kleinen Hügeln überzogenes Plateau auf, das leicht geneigt zu einem Flüßchen abfiel. Und zu einem Haus. Etwa drei Kilometer waren es bis dorthin. Es lag wie auf dem Präsentierteller vor ihm, ein Pfad führte dorthin.

Mit einemmal wußte der Offizier, daß hier sein Glück lag. Er weinte. Riß sich die Uniform vom Leibe (falls man ihn schnappte, wollte er immerhin Offizier bleiben – nicht der Ehre halber, sondern in der Hoffnung auf Nachsicht) – jetzt wollte er niemand mehr sein. Er ließ nur Unterhemd und Unterhosen an und stieg barfuß, ohne Kopfbedeckung den Pfad hinab.

Es war ein Juniabend, die Sonne ging unter, und der Weg wollte und wollte kein Ende nehmen. In dem kleinen Haus wohnten ein alter Mann und seine Tochter, eine junge Frau. Sie lag gerade in den Wehen. Im Vorjahr hatten Kosaken bei ihnen Rast gemacht, und einer von ihnen, ein windiger Bursche, hatte mit der Frau geschlafen, hatte eine ganze Woche nicht von ihr gelassen. Dann hatte er ihr den Laufpaß gegeben: „Geh jetzt. Geb's Gott, daß du gedeckt bist!" Die Männer lachten darüber, dafür waren es Kosaken. Der Bursche aber erklärte, als sie abritten, nun nicht ohne Ernst: „Warum soll sie leer durchs Leben ziehen? Wozu lebt sie?"

Jetzt lag sie auf dem Bett, schrie: „Oi,

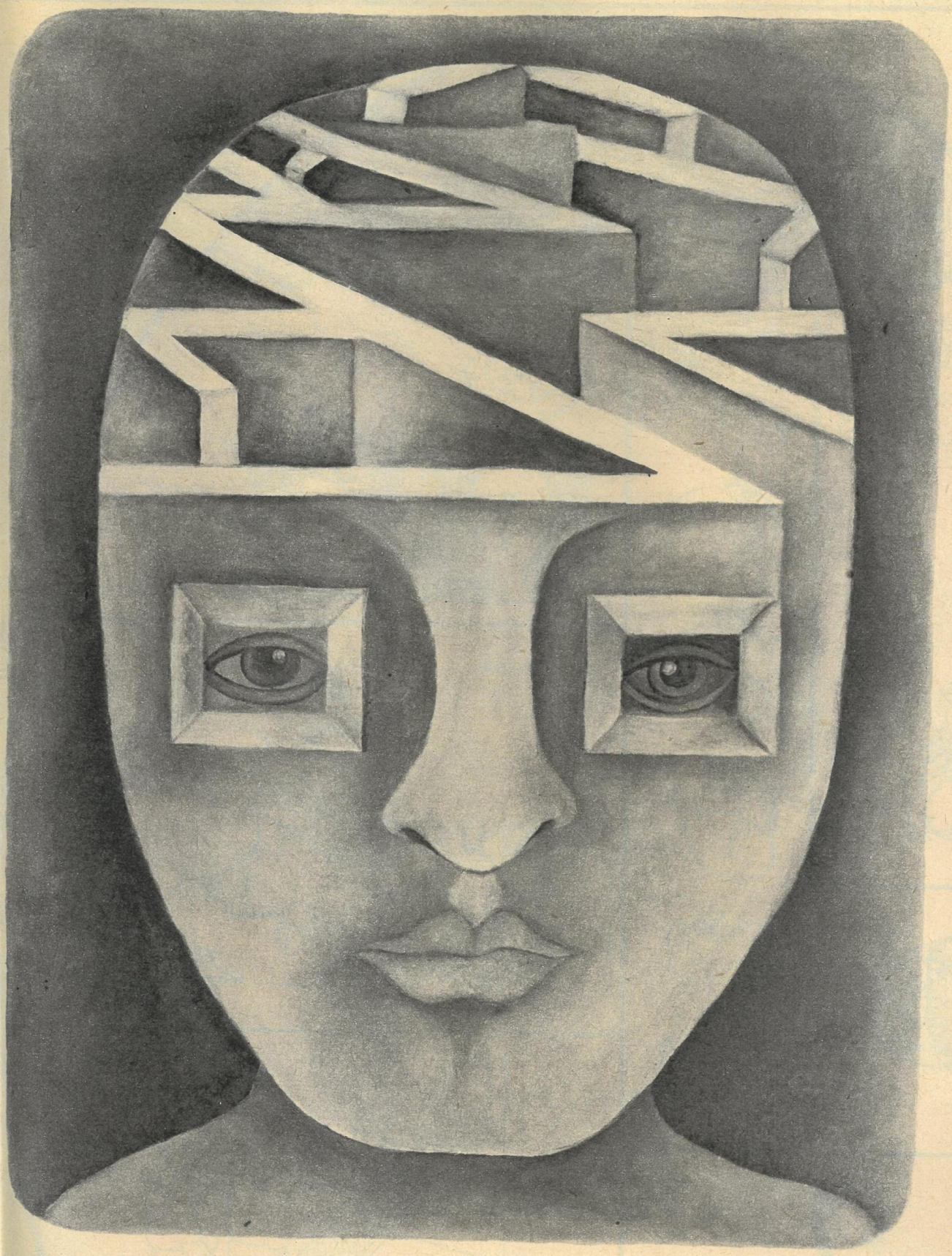
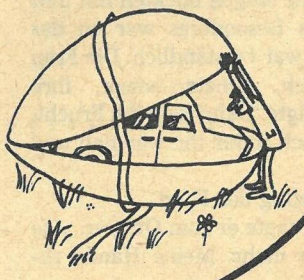


Illustration: Regine Röder-Ensikat

ORTE

tut das weh? Oje“ und knirschte mit den Zähnen.
Ihr Bauch wölbte sich wie ein Berg. In der nächst gelegenen Ecke blakte eine Lampe.
„Kann ich bei euch bleiben?“ frage der Offizier den Alten.
„Wer bist du?“
„Ein Niemand. Aber ich werde friedlich sein. Ich werde für euch sorgen.“
Der Alte sagte weder ja noch nein.
„Wir werden sehen“, murmelte er schließlich. „Geh und füttere die Kuh. Aber melk sie zuerst. Der Eimer steht in der Diele auf der Bank.“
Die Frau schrie.
Er melkte, schaffte Ordnung im Stall, fand frischgemähtes Gras, warf der Kuh einen Armvoll vor und ging zurück ins Haus. Es wurde schon dunkel.
„Halt die Lampe“, forderte der Alte ihn auf. Der ehemalige Offizier nahm die Lampe, sie qualmte, die Wandbalken tanzten im roten Widerschein des Feuers. Derweil folgte eine Wehe der anderen; der Alte zählte sie. „Ooch, wann hab ich endlich Ruhe!“ schrie die Frau gellend. „Gleich“, erwiderte der Alte monoton und gleichmütig. „Gleich.“ Dann schob er die Decke beiseite. Der Offizier wandte sich ab, sah auf die Lampe in seiner Hand. Der Alte brachte einen Topf voll Wasser, goß es in eine Schüssel. Dampf stieg auf. „Gleich“, wiederholte der Alte. „Gleich.“
„Ooch, was macht ihr mit mir... so gebt mir doch den Gnadenstoß“, jammerte die Frau.
„Gleich kriegst du ihn“, tröstete der Alte sie und führte seine Hand kreisförmig über ihren Bauch. Der Offizier hatte sich inzwischen an das Geschehen gewöhnt. Seine Augen blickten hin und sahen, nichts Besonderes war an der Geburt, alles war verständlich. Die Frau krümmte sich, ächzte heiser, ihre Stimme versagte. Dann kam die Frucht. Das Wachstuch unter ihr war naß und dunkel.
Der Alte empfing das Kind.
„Die Hände“, sagte er zum Offizier. „Sie taugen nichts mehr. Meine Hände zittern.“
„Wie?“
„Meine Hände zittern. Das Köpfchen... ganz leicht...“
Der Offizier begriff. Er stellte die Lampe hin, wischte sich die Hände ab und den Schweiß von der Stirn. Er nahm das Kind, sagte nicht: das kann ich nicht, das hab ich noch nie gemacht. Ihm blieb keine andere Wahl. Er sah das schiefe Köpfchen des Kindes. Es war birnenförmig, wie von einer großen Beule geweitet. Die Knochen des winzigen Schädels aber waren weich, wie Wachs unter seinen Händen.
„Ganz vorsichtig... Verletz' das Köpfchen nicht“, sagte der Alte.
Und der Offizier drückte behutsam. Seine Hände arbeiteten wie von selbst, gaben dem Köpfchen die richtige Form.
Da ertönten draußen einzelne fremde Rufe, hart und abgehackt wie Befehle. Hufgetrappel. Reiter setzten über den Fluß. Andere folgten langsamer nach – klatschende Hufschläge waren zu hören, als die Pferde durch das aufspritzende Wasser stampften. Gelächter.
Sie entdeckten ihn nicht, ritten vorbei. So war es – sie schnalzten, lachten, während er mit leichten Druckbewegungen das Köpfchen des Kindes richtete. Die Frau schrie nicht mehr, sie war eingeschlummert; aber nicht für lange – eine halbe oder ganze Stunde später kam das zweite Kind: ein Mädchen.
Der kleine Offizier (nun nicht mehr Offizier) blieb bei ihnen, lebte mit der Frau zusammen. Sie gebar ihm einen Sohn. Später noch einen. Sie lebten lange und glücklich (das ist schon Parabelzubehör) und starben beide im Abstand von einem Jahr. Auch er erzählte, viele, viele Jahre später, selber schon ein alter Mann, er habe sein Glück vorausgeahnt, als er das öde Plateau betrat und sich umschaute, und da habe er die Uniform abgeworfen.
Er sagte, es sei die Stunde des Sonnenuntergangs gewesen – die Erde sei weiß gewesen vom Kraut und blutrot von der Sonne. Der ausgetrampelte Pfad aber, der sich zwischen weißen Hügeln hinunterschlängelte, habe ihm alles gesagt und erklärt. In dieser Gegend leuchtet die Erde auch heute noch im Juni silbrigweiß – vom Wermut.
Die Einöde lockt und ruft: lockend verspricht sie uns etwas. Ein gewisser Nasarow, wissenschaftlicher Mitarbeiter, ein gütiger, großherziger, kaum von der Lebensnorm abweichender Mensch, sehnte sich im Sommer 1970 nach solch einer Zuflucht und stürzte irgendwo am Elbrus ab. Er war allein losgegangen. Er wurde zugeschneit. Man fand ihn erst ein halbes Jahr später.
Es gibt andere, die auch umgekommen sind, ohne diese Abgeschiedenheit je erreicht, je erlebt zu haben.

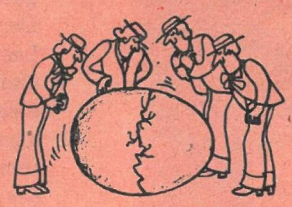
Fortsetzung auf Seite 41



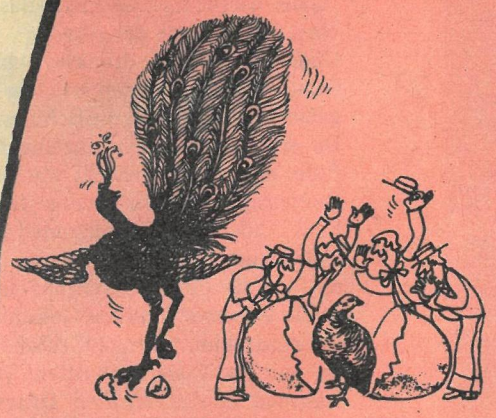
Eineiiger Osterschneck von Graetz

2 Wochenspruch

Das Glück hilft keinem Hasenfuß.
Sprichwort

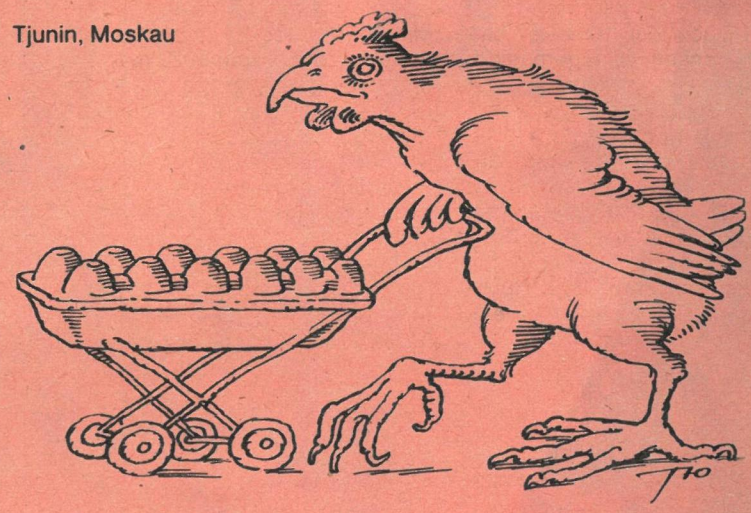


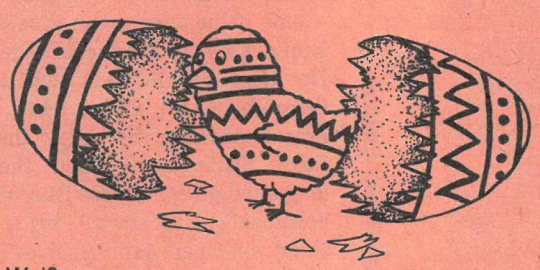
Pop, Hranice



Tikerpäe, Tallinn

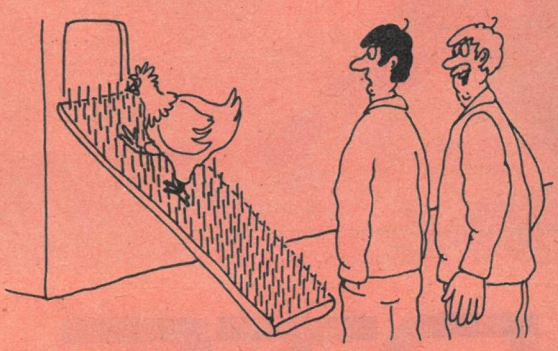
Tjunin, Moskau





Weiß

Dörck

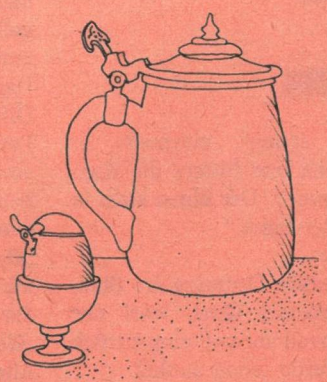


Steger

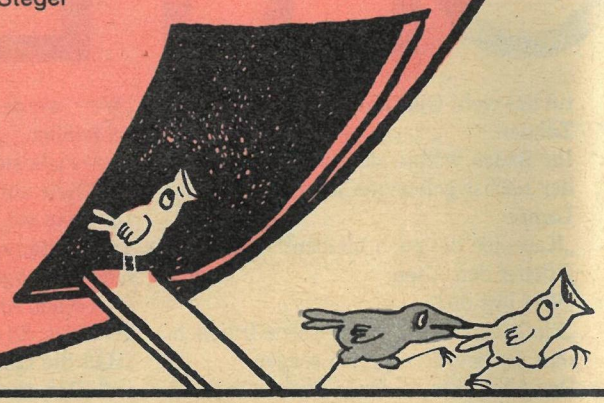
Eine indische Rasse, die braucht das!

Kaiser

kaif.



Steger



Eine seltene Personalunion: laut gackern und die besten Eier legen. Jurij Brežan

Ängstlich

Zuerst waren die ungelegten Eier. André Brie Ein Hase frißt nicht das Gras um sein Nest. chinesisch

Jaroslav Hašek

Ich koche Eier weich

Ich esse sehr gern weichgekochte Eier. Weil ich aber trotzdem nicht die sechzig weichgekochten Eier der Tante auf einen Sitz essen kann, dachte ich lange darüber nach, wie ich es bewerkstelligen könnte, sie zu konservieren. Verzwickte Lage. Ich weiß, daß man sich häufig über junge Ehefrauen lustig macht, die nicht einmal Eier weich kochen können, aber daß ein alter Junggeselle Eier kochen muß, darüber wurde bisher nichts geschrieben. Also kaufte ich mir zuerst verschiedene Bücher über Geflügelzucht, denn ich nahm an, ich würde dort in erster Linie Belehrungen darüber finden, wie man Eier kocht.

Ich fand in ihnen darüber aber keine einzige Stelle. Zwar stand dort sehr viel über Eier zu lesen, zum Beispiel, daß aus Eiern Kücken auskriechen. Es fand sich dort auch der Hinweis, daß Eier trocken zu lagern sind, ferner eine Anleitung, wie man Eier ausbrüten kann. Weil mir aber die Tante die Eier mit der Weisung geschickt hatte, sie weich zu kochen, und nicht, sie auszubrüten, klappte ich unwillig das Buch zu.

Im Lexikon unter dem Buchstaben „E", Stichwort „Eier", fand ich die Bemerkung, sie seien ein Produkt aus dem Tierreich, und alle Vögel legten Eier. Diese Ansicht war mir keineswegs neu, aber nichtsdestoweniger fand ich sie jetzt schwarz auf weiß, wodurch ihre Glaubwürdigkeit gesteigert wurde. Die Wissenschaft bestätigte eine Volksüberlieferung und stützte sie mit einem ganzen Artikel.

Ich forschte weiter. Doch im Konversationslexikon stieß ich lediglich auf die Angabe, Eier dienten als Speise und könnten in verschiedener Weise zubereitet werden; aber wie man diese Speisen zubereitet, ließ das Lexikon als Rätsel offen. Ein paar Sätze berührten diese Frage von ferne, zum Beispiel: „In England dienen die Eier meist in rohem oder in gekochtem Zustand als Nahrung, hart oder weich gekocht. In keinem ordentlichen englischen Haushalt darf auf dem Frühstückstisch ein weichgekochtes Ei fehlen." Aber wie man es macht, daß die Eier in diesem Zustand auf den Tisch kommen, erfuhr ich nicht.

Mir blieb nichts anderes übrig, als den Versuch zu machen, selbst die ganze Theorie des Eierkochens zu entwickeln und sodann von ganz allein zu einem ordentlichen Ergebnis zu gelangen, und sei es auch unter Verlust einiger Eier, die ich wegwerfen müßte.

Ich kaufte mir also einen Spirituskocher, fünf Liter Spiritus sowie einen Papinschen Topf, dessen Verwendung mir aus meiner Gymnasialzeit vom Physikunterricht her bekannt war. Dann ging ich ans Werk, goß in den Papinschen Topf Wasser, legte zehn Eier hinein und zündete den Spirituskocher an. Nach einer Viertelstunde nahm ich die Eier aus dem Papinschen Topf heraus. Ich klopfte beim ersten die Schale auf – das Ei war noch hart. Ich wiederholte das beim zweiten – ebenfalls hart. Alle Eier waren noch hart. Ich pellte also bei allen Eiern die Schale ab und warf die Eier neuerlich in den Papinschen Topf. Nun kochte ich sie eine Stunde. Sie waren noch immer fürchterlich hart. So kochte ich sie denn bis zum Morgen. Weich wurden sie nicht. Am Morgen fand man mich im Eierkorb liegen. Ich war aus lauter Verzweiflung darüber, daß es mir nicht gelungen war, auch nur ein einziges Ei weich zu kochen, hineingesunken. Die Eier aber waren hart wie zuvor.

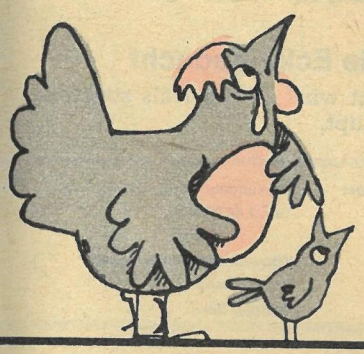
„Aber so sind die Mädchen – n' dünnes Fell und ein Herz wie'n Hase."
Mark Twain

Ein Hase schwor bei seinem Bart

Ein Hase schwor bei seinem Bart, er hätte die Angst verloren. Und als er mit seinen Löffeln den nächsten Fuchsverdacht schöpfte, flüchtete er gefährlich spät. Bald trennte den Verfolger nur noch eine Fuchsschwanzlänge von seinem Frühstückshasen. Doch der schlug einen so merkwürdigen Haken, daß er auf dem Rücken des Verfolgers landete.

Nun fand der Fuchs die Angst, die der Hase verloren hatte, warf ihn ab und jagte mit der Angst im Nacken davon.

M. H.



Manfred Hinrichs
Eiersalat

Dies Ei
zerschlag ich nicht
erbarmungslos.
Die Ähnlichkeit mit Vaters
Kopf ist mir zu groß.

Dies Ei
hat Heraklids Applaus.
Weil alles fließt,
so fließt es aus.

Dies Ei vom FKK
liegt ohne Höschen da.
Es handelt sich hierbei
um ein Nacked-Ei.

Dies Ei, das hier
so stille liegt,
kann schwören, daß
es einmal fliegt.

Dies Ei bittet sehr,
es sorgsam zu pflegen.
Es läßt sich nicht mehr
ein zweites Mal legen.

Aus der Produktions-Genossenschaft Humor – senden Frühlingsgrüße: Karin Kopp, Hannes Schreiber (Redaktion) und Martin Kotsch (Grafik).

Johannes Conrad

Es bubbert!

Vorm Fensterkreuz schaukelte kohlrübenblank
ein Baumgreis, den Mondschein durchschielte.
Und da war ein Geräusch, als ob wer im Schrank
mit Puffreis schnell Tischtennis spielte.
Das war so ein Bubbern – seit Stunden im Wind –
wie der Herzschlag von einem Maikäferkind.

Ein Bubbern war das, ein leises Pochpoch –
als steppte ein Floh auf der Laute!
Vielleicht nur ein Würmchen in seinem Loch,
das schwanzwedelnd gegen was haute?
Als boxten sich Körnchen im Kaffeesieb –
oder ob wer im Keller Maschine schrieb?

Das Bubbern mußte was Fröhliches sein,
was ganz Zartes – doch was war es, wo?
Stampft ein Tausendfüßler so Sauerkohl ein?
Nein! – Das macht nicht so blödsinnig froh.
Und langsam wurde mir lenzsuppenklar,
was dieses verdammt süße Bubbern war!

Hier hatten nicht Schneeglöckchen einen sitzen.
Hier zahnklapperte auch keine Maus.
Hier strampelten Blätterchen mit den Spitzen
die Knospen groß und wollten 'raus!
Und als ich heut morgen zum Fenster 'raussah,
da hatte der Baumgreis Blätter – sieh da!

Aus: „Das Blashorn", Eulenspiegelverlag

In der Sackgasse wird auch der Hase mutig.

georgisch

Die Sophisten und die Pfaffen
Stritten sich mit viel Geschrei:
Was hat Gott zuerst erschaffen,
Wohl die Henne? wohl das Ei?

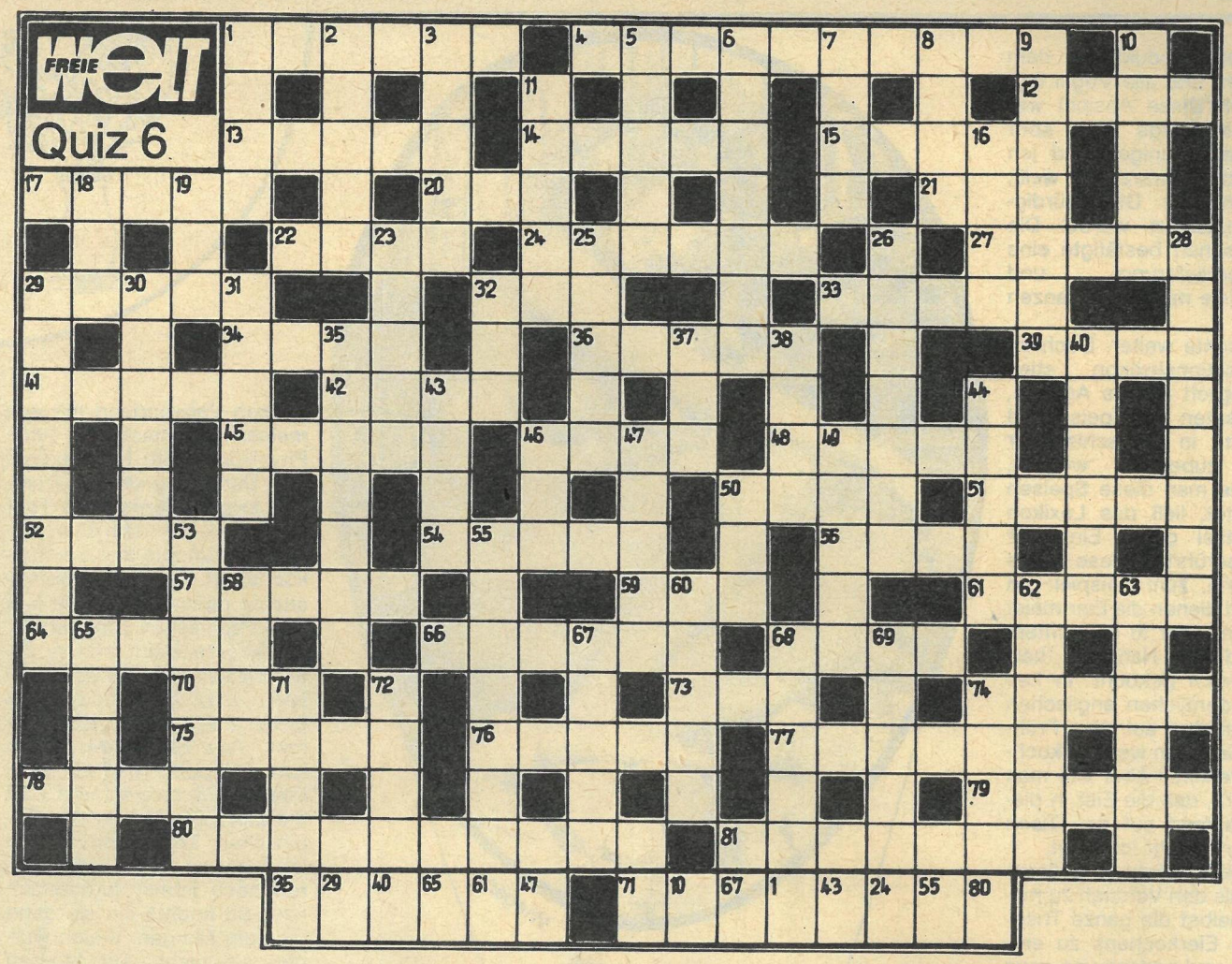
Wäre das so schwer zu lösen?
Erstlich ward ein Ei erdacht:
Doch weil noch kein Huhn gewesen,
Schatz, so hat's der Has' gebracht.

Eduard Mörike

Wer viel Eier hat, macht viel Schalen.

deutsch

ist es, immer zu suchen, aber viel ängstlicher, gefunden zu haben und verlassen zu müssen. Goethe



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. Nadelbaum, 4. Gattung giftiger Doldengewächse, 12. Biene (dicht.), 13. hühnergroßer Sumpfvogel, 14. brasilianischer Romancier (geb. 1912), u. a. „Kakao", 15. Himmelskörper, 17. Laubbaum, 20. griech.: neu, 21. Lotterieschein, 22. Bestandteil von Temperaturangaben, 24. gleichmäßiges Zeilenmuster eines Fernsehbildes, 27. kurzgebratene Fleischscheibe, 29. Sternbild des nördlichen Himmels, 32. Aussehen, Miene, 33. Feuchtigkeit, 34. deutscher Physiker, Optiker (gest. 1905), 36. Grünfläche, 39. Ackergrenze, 41. metamorphes Gestein, 42. Gestalt aus der Oper „Eugen Onegin", 45. Gehalt einer Lösung an chemisch wirksamer Substanz, 46. Gebirge in Griechenland, 48. große Aufmachung, hinter der nichts steckt, 50. Punkt im Telegrafenverkehr, 51. Tagesabschnitt, 52. Vorsatz bei gesetzlichen Einheiten, 54. Hafenstadt in Brasilien, 56. Fährte, 57. Tintenfisch (Zool.), 59. Kurzwort für Elektrokardiogramm, 61. Aufsehen, Skandal, 64. blattförmige Lenkeinrichtung an Booten, 66. baumlose Ebene, 68. Arbeitsmaterial des Stukkateurs, 70. Spielkartenfarbe im französischen Blatt, 73. griechischer Buchstabe, 74. deutscher Philosoph (1770–1831), 75. Angehöriger eines ehemaligen irischen Volksstammes in Schottland, 76. Nebenfluß der Rhône, 77. erhaben hervorstehendes oder vertieftes plastisches Bildwerk, 78. Staat im Westen Afrikas, 79. Verbrennungserscheinung, 80. giftiger Strauch, Kellerhals, 81. Lederflikken auf dem Schuh.

Senkrecht: 1. Sporenpflanze, 2. chemisches Element, Gas, 3. Entwicklungsrichtung, Tendenz, 5. Durcheinander, Wirrwarr, 6. Angehöriger einer indianischen Sprachfamilie in Nordamerika, 7. Oxidschicht an Eisen, 8. stachliger Insektenfresser, 9. gelb blühende Gattung der Schmetterlingsblütler, 10. griechischer Buchstabe, 11. polynesischer Bewohner Neuseelands, 16. englischer Polarforscher (1800–1862), 18. Hafenstadt in Vietnam, 19. französ.: Straße, 23. Gestalt aus „Die Fledermaus", 25. Stadt in Nordfrankreich, 26. Gattung der Farnpflanzen, 28. Bewerber um ein Amt oder bei einer Wahl, 29. Gattung wärmeliebender Ölbaumgewächse, Heckenstrauch, 30. Ureinwohner Spaniens, 31. Abstellvorrichtung, 32. grober orientalischer Wollstoff, 35. Pflanzenkunde, 37. Badeort in Belgien, 38. freundlich, zuvorkommend, 40. Aufruf, Mahnruf, 43. altes Apothekergewicht, 44. fadenförmige Horngebilde, 46. Ansiedlung, 47. Knolle mancher Orchideen, 49. russischer Architekt des Klassizismus (1775–1849), 50. saugende Nachströmung, 53. Keimfreiheit (Med.), 55. das zum Handeln Drängende, Impuls, 58. nordischer Männername, 60. Schachmeister der Sowjetunion, 62. Nadelbaum, 63. Hahnenfußgewächs, Zierpflanze, 65. Bewohner einer Volksrepublik in Europa, 67. in Geld ausgedrückter Warenwert, 68. russisch-sowjetischer Schriftsteller (gest. 1936), Autor des Romans „Meine Universitäten", 69. Hauptgebäude der mittelalterlichen Burg, 71. finnougrisches Volk in der Sowjetunion (westl. v. Ural), 72. Freundin Till Eulenspiegels, 74. Backmittel.

Frühblüher erfreuen derzeit überall die Naturfreunde. Auch die Lösung unseres heutigen Preisrätsels ergibt eine dieser Pflanzen. Es handelt sich um ein Gewächs, das in Laubwäldern Europas vorkommt. Die gesuchte kalkliebende Pflanze ist im Hügel- und Bergland an Geröllhängen und auf Trockenrasen zu finden.

Auf dem üblichen Weg – durch Übertragen der Buchstaben aus dem Kreuzworträtsel in die Zahlenleiste – kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis. Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, Postfach 8, Berlin, 1056, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Und bitte die Marke Quiz 6 auf der Karte nicht vergessen! Einsendeschluß ist der 12. April 1989 (Datum des Poststempels).

Die Auflösung und Namen der Gewinner veröffentlichen wir in unserem Heft 9/1989. Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Sie können gewinnen:

1. Preis	100,– Mark
2. Preis	75,– Mark
3. Preis	50,– Mark
4. bis 8. Preis	je 25,– Mark

Wörterband

Von außen nach innen: Bedrängnis – Gedichtform – Nebenfluß des Irtysch (Westsibirien) – Schiefer, Fels – Anmerkung, Notiz – italienischer Maler (gest. 1642) – griechischer Buchstabe – Volk in der Sowjetunion – Name eines Sees in Nordamerika – Gebäudeteil, Straßenzug – jugoslawische Insel.

Von innen nach außen: Gesichtshaar – Zettelkatalog, Karthotek – Edelapfel – alte Kultursprache – Muse der Liebesdichtung (griech. Mythol.) – Metallschmucktechnik – Nachrichtenüberbringer – stachliger Insektenfresser – englische Schulstadt.

Schach

Ausgezeichnet!

Im Anschluß an die feierliche Überreichung des „Schachoscar", die Maja Tschiburdanidse und Garri Kasparow (beide UdSSR) am 12. Juli 1988 in Barcelona entgegennahmen, brillierten sie bei Simultanvorstellungen. Die Georgierin gewann 13 Partien, machte 2 remis und blieb ungeschlagen. Garri trat gegen sieben junge Spanier zum Uhrensimultan an und siegte 7:0! Eine kleine Kostprobe:

SIZILIANISCH, Rosich–Kasparow: **1. e4 c5 2. f4 d5 3. ed Sf6 4. c4 e6 5. de L:e6 6. Sf3 Sc6 7. Sc3 Ld6 8. d4 cd 9. S:d4 0-0 10. S:e6 fe 11. Le3 De7 12. Df3 Lb4 13. Le2 e5 15. 0-0-0 L:c3 15. bc ef 16. Ld4 Tae8 17. L:f6 T:f6 18. Td2 Kh8 19. Thd1 Da3+ 20. Tb2 Se5 21. Dh3 f3!** (Die weiße Dame, ins Abseits manövriert, vermag ihrem König nicht zu helfen) **22. gf Tb6 23. Td2 Sd3+! 24. L:d3** (oder 24. T:d3 D:b2+ 25. Kd1 D:e2+26. Kc1 De1+ 27. Td1 D:c3 Matt, oder 27. Kc2 Te2+ 28. Td2 Db1 Matt) **24. ... Te1+ 0:1**

Um die Ecke gedacht

Gesucht wird ein im Hals steckendes Haupt.

Redaktion: FREIE WELT
Karl-Liebknecht-Str. 29
Berlin
1026
Telefon: über 24 40
Auskunft
Telex: 011 48 54

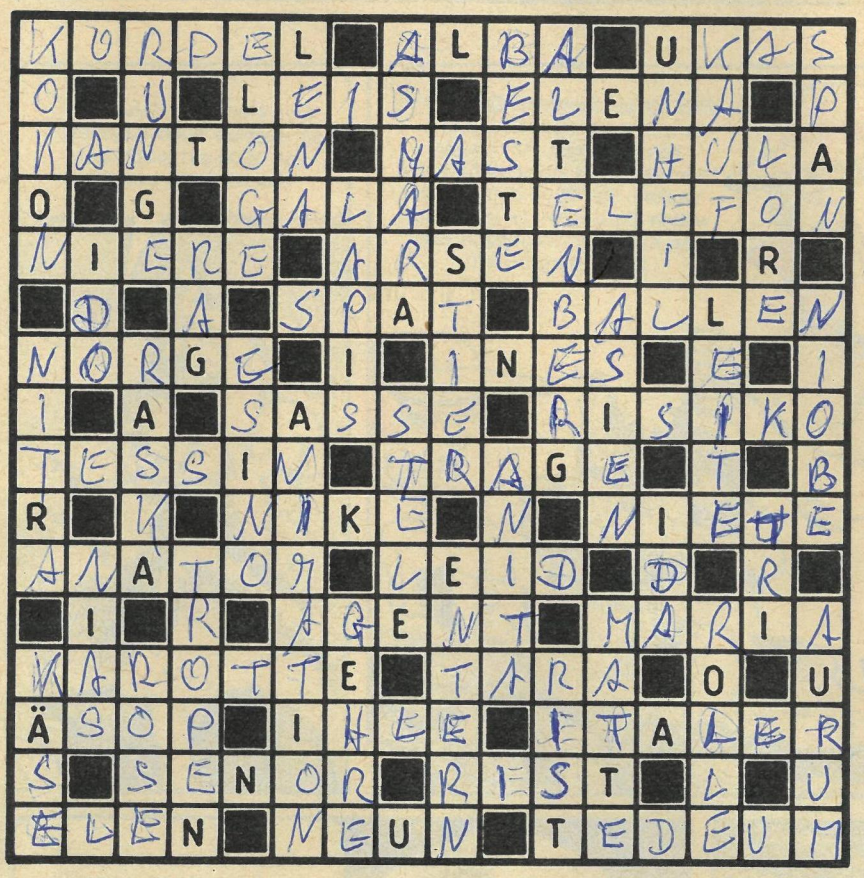
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Barbara Schablinski
Stellv. Chefredakteure:
Marianne Wambutt,
Günther Wolfram, Dr. Paul Wurche
Sekretariat der Chefredaktion:
Tel.: 2 44 22 07, 2 44 23 09, 2 44 24 36

Redaktionssekretär:
Georg Walter
Tel.: 2 44 36 95
Wissenschaft: Heinz Bartel
Tel.: 2 44 26 09
Politik: Dr. Dietrich Pätzold
Tel.: 2 44 26 67

Reporter/Leser: Wolfgang Scheel
Tel.: 2 44 22 30
*
Kultur: Helmut Zemke
Tel.: 2 44 33 02
Bild: Detlev Steinberg
Tel.: 2 44 27 03

Gestaltung: Horst Wustrau
Tel.: 2 44 35 48
*
Korrespondenten in Moskau:
Hajo Obuchoff,
Volkmar Billeb



Kreuzgitter

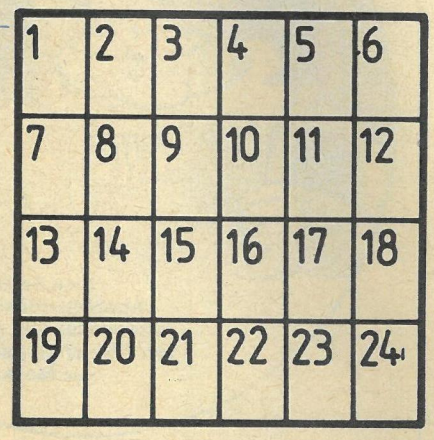
Die Lösungswörter haben – unabhängig von ihrer Richtung und Reihenfolge in der Figur – folgende Bedeutung:
1. deutscher Chemiker (gest. 1867), Entdecker des Koffeins, 2. Milcherzeugnis, 3. Masse der Verpackung, 4. inneres Organ, 5. Stadt im Osterzgebirge, 6. Krankentransportgerät, 7. Zarenerlaß, 8. Erdteil, 9. Gebirge auf Kreta (Altert.), 10. Wissenschaftler auf dem Gebiet vom inneren Bau der Lebewesen, 11. Ätzstein, 12. Turnunterlage, 13. Überbleibsel, 14. Gestalt aus der Oper „Die Afrikanerin", 15. Belebung der Objekte im Trickfilm, 16. Gestalt aus „Egmont", 17. abgelaichter Hering, 18. gebälktragende Frauengestalt (Arch.), 19. aufrecht stehende Grabtafel, 20. Gliedstaat in der Schweiz, 21. Insekteneier enthaltende Gespinsthülle, 22. Fluß in Italien, 23. Spion, 24. chemisches Element, Halbmetall, 25. heiße Zone beiderseits des Äquators, 26. Sternbild des Tierkreises, 27. Staat in Nordeuropa (i. d. Landesspr.), 28. Gestalt aus der Oper „Die sizilianische Vesper", 29. Fußrücken, 30. Fernsprechapparat, 31. Elch, 32. Lobeserhebung, Schmeichelei, 33. Gestalt aus der Operette „Der Kuß der Juanita", 34. Siegesgöttin (griech. Mythol.), 35. Möhrensorte, 36. Warenerwerb, 37. ehemaliger Skispringer der ČSSR, 38. Insel vor Sumatra, 39. intensives Fütterungsverfahren, 40. Hauptstadt von Eritrea (Äthiopien), 41. wohlriechende Blume, 42. Ziffer, 43. Berghang (österr.), 44. Hasenlager (weidm.), 45. Zierschnur, 46. abgehobeltes Holzteilchen, 47. ein Schiff erobern, 48. Kanton in der Schweiz, 49. altgriechischer Fabeldichter, 50. Unglück, 51. seelischer Schmerz, 52. Stadt in der ČSSR, 53. indische Wasserpfeife, 54. Welthilfssprache, 55. Wagnis, Gefahr, 56. Strom in Sibirien, 57. Frauenname, 58. russ.: Drei, 59. Gold, 60. Zähl- und Maßemaß für Stoffe und Tuche, 61. Verbindungsstück im Winkel von 45 Grad (Fachspr.), 62. mittelalterliches Volkslied, 63. Los ohne Gewinn, 64. Erste, Siegerin, 65. im Altertum ein Angehöriger eines der nach Italien eingewanderten indoeuropäischen Volksstämme, 66. Musizierstil der Afroamerikaner in den USA (Kurzw.), 67. gut spaltbares Mineral, 68. kinderreiche Mutter, die die Götter herausforderte (griech. Sage), 69. Turnübung, 70. ein frühchristlicher Hymnus, 71. Festkleidung, 72. männliche spanische Anrede.

Zum Selbstbauen

Die nachfolgenden Wörter sind so in die Figur einzusetzen, daß sich die Lösung eines vollständigen Kreuzworträtsels ergibt:
See – tea;
Aron – Eber – Gram – Isar – Kali – Meru – Robe – Sosa; Elain – Ernte – Gelee – Genus – Liebe – Niere; Entree – Niello – Regler – Segeln – Sperre – Strafe.

Zahlenfeldrätsel

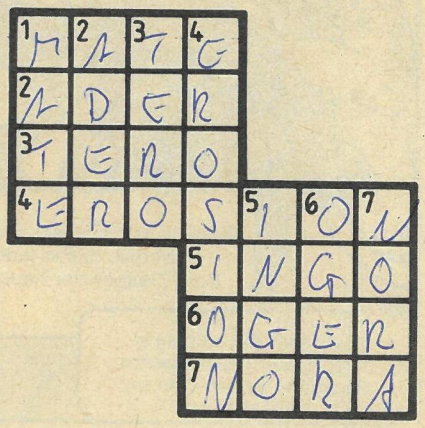
Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind entsprechend den Zahlenangaben vor den Fragestellungen in die Figur einzutragen:
A) 3, 10, 15, 17 Monatsmitte im altrömischen Kalender, B) 18, 19, 11, 9, 1 schmaler Schrank, C) 6, 8, 4, 2 germanisches Schriftzeichen, D) 12, 13, 16, 7, 5, 21, 24 hoher, fester Schuh, E) 22, 20, 14, 23 französischer Schriftsteller (gest. 1951), Autor des Romans „Die Verliese des Vatikans". Bei richtiger Lösung ergibt sich – zeilenweise fortlaufend gelesen – ein Sprichwort der Adygen.



Magische Figur

Lösungswörter nachfolgender Bedeutung sind waagerecht und senkrecht gleichlautend einzusetzen:

1. Tee in Südamerika aus den Blätter einer Stechpalme, 2. Blutgefäß, 3. Fluß in Portugal, 4. zerstörende, auswaschende und abtragende Tätigkeit von Wasser, Wind, Eis, 5. Männername, 6. Riese im französischen Märchen, 7. Titelgestalt eines Dramas von Ibsen.



Auflösungen aus Heft 5/1989

Kreuzgitter. Waagerecht: Nowosti (41), Aktiv (7), Lerida (36), Thema (56), Ampel (9), Serie (50), Dame (16), Aken (5), Arm (10), leer (33), SOS (52), Usboi (58), Safari (48), Elam (19), Akt (6), Ring (46), Ataman (13), Abart (1), Ras (43), Esel (23), Ern (22), Stab (53), Elle (21), Eimer (18), Allee (8), Ilias (28), Rimini (45), Degen (17), Stearin (55).

Senkrecht: Nitra (40), Wiese (60), Star (54), Iller (29), Grad (26), Adam (3), Kamelie (31), Isere (30), Mensa (37), Iasi (27), Abbe (2), Kea (32), Muskete (39), Roman (47), Ort (42), Serge (49), Fan (24), Lem (35), Uta (59), Galeere (25), Ball (14), Arni (11), Assel (12), Aga (4), Silbe (51), Remis (44), Trier (57), Besen (15), Lein (34), Elis (20), Mime (38).

Schräge Reihen. Nach rechts unten: 1. Lamm, 2. Gare, 3. Segment, 4. Tort, 5. Los, 7. Stiesel, 9. Tell, 11. Oger, 12. Noor, 14. Edo.

Nach links unten: 2. Gas, 3. Samt, 4. Termite, 5. Loge, 6. Form, 8. Stengel, 10. Eede, 11. Oslo, 13. Noël, 15.Tor.

Magische Figur: 1. Ritus, 2. Isola, 3. Totem, 4. Ulema, 5. Samarkand, 6. Karer, 7. Aroma, 8. Neman, 9. Drang.

Ohne Blindfelder. Waagerecht: 1. Mitropa, 2. Ober (B, C), 3. Isere (B), 4. Urner (F), 5. Rat, Val (D), 6. Tobol (A, G), 7. Leu, Log (D), 8. Rater (B), 9. Unita (F), 10. Rost (E, F), 11. Attaché.
Senkrecht: A) Masur, Laura, B) Rate, Not, C) Intourist, D) Rose, Atta, E) Obervolta, F) per, Aloe, G) Areal, Grade.

Gereimtes: Marketender

Auflösung des Kreuzworträtsels Quiz 3 (Heft 3/89)

Waagerecht: 1. Roman, 4. Lektorat, 9. Dumas, 12. Isel, 13. Reif, 14. Miete, 15. Heirat, 16. Geher, 17. Drama, 19. Ramm, 21. Elster, 23. Niesel, 26. Einer, 29. Tas, 30.-Aas, 32. Emir, 33. Tang, 35. Steg, 37. Pol, 38. Sela, 40. Tankwart, 43. Last, 45. Ebert, 48. Eier, 49. Eta, 51. Reisige, 55. Eins, 56. Krempel, 59. Oka, 60. Keks, 62. Tango, 65. Arad, 67. Tarantel, 70. Iser, 72. Ion, 73. Patt, 75. Rita, 76. Raum, 77. Ego, 79, Res, 81. Abart, 83. Tantal, 86. Garten, 87. Erek, 89. Otter, 92. Gagat, 93. Tamara, 94. Klinge, 95. Stau, 96. Asta, 97. Iltis, 98. Lette, 99. Bankrott, 100. Dattel.
Senkrecht: 1. Romanistik, 2. Miere, 3. Niere, 4. Lehm, 5. Element, 6. Turin, 7. Rater, 8. Trost, 9. Digest, 10. Ufer, 11. Arena, 17. Dumper, 18. Akelei, 20. Alter, 22. Taster, 24. Ire, 25. Stab, 27. iga, 28. EKKI, 30. Aga, 31. Set, 34. Lar, 36. Elam, 39. Lee, 41. Nest, 42. Wein, 44. See, 46. Elea, 47. Test, 50. Tetralogie, 52. ear, 53. Soda, 54. Gatter, 56. Kos, 57. Primat, 58. Lanner, 60. Kru, 61. Knab, 63. Arate, 64. Gien, 65. Ale, 66. Apo, 68. Err, 69. Literat, 71. Era, 74. Tratte, 78. Grade, 80. Staub, 81. Anton, 82. Ammer, 84. Akkad, 85. Trift, 86. Gast, 88. Rast, 90. Tell, 91. Eris.
Lösung: Maria Langner

Es gewannen:
1. Preis:
100,– M
Elisabeth Konstanzer, Barleben, 3103

2. Preis:
75,– M
Wolfgang Peil, Zeitz, 4900
3. Preis:
50,– M
Christine Faulwasser, Sornzig, 7261

4.–8. Preis:
je 25,– M
Karl Ulrich, Berlin, 1170; Erna Rössler, Brandenburg, 1800; Hans-Ullrich Kurths, Wiesenburg, 1825; Hanka Keßler, Freital, 8210; Werner Hoffmann, Güstrow, 2600.

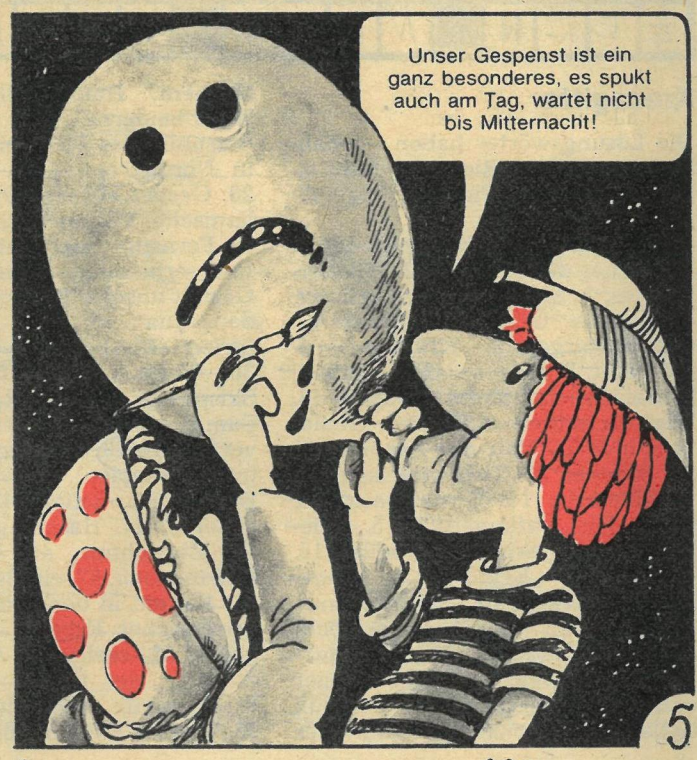
Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Gerd Hölzel
Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes

beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR
Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026
Anzeigenannahme: Berliner Verlag

Abt. Anzeigen, Tel. 2 70 32 77 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich

(26 Hefte im Jahr)
Inkassozeitraum: monatlich
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold, 1979 die Ehrennadel und 1988 den „Preis der Freundschaft" sowie ein Diplom des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften.

KINDERSERIE ★ Chljup und Krapa 11



Fortsetzung von Seite 35

Zufluchtsorte

Die Möglichkeit, sich irgendwohin zurückzuziehen lockt – es sind Augenblicke, die prallvoll sind und in Erinnerung bleiben, als enthielten sie dein ganzes Leben, obwohl das natürlich nicht stimmt: nicht sie enthalten das Leben. Mitunter trifft man diese Augenblicke und Orte der Zuflucht gar nicht dort, wo man sie erwartet. Man kann sie nicht erahnen, nicht vorprogrammieren. In jenem Sommer zog es mich wie nie zuvor aus der Stadt, wollte ich weg von Hektik und Getümmel, und sei es sonstwohin. Schließlich waren wir soweit, aufs Land, in die Umgebung von Moskau zu ziehen. Wir hatten ein kleines Haus gemietet, eine ziemliche Bruchbude übrigens. Ich stellte mir vor, wie ich mich treiben lassen würde, ohne Menschen, fernab von allem. Irgendwo würde ich bestimmt ein Fleckchen finden, wo ich ganz für mich war, aber lang ersehnt, fand ich es weder in den Feldern noch am Fluß oder im Wald, obwohl alles vorhanden war – Feld, Fluß und Wald.

Prallvolle Augenblicke, die sich der Erinnerung einprägten, gab es nur in der ersten halben Stunde nach meiner Ankunft – auf dem Boden des Hauses; an den übrigen Tagen und Monaten dieses langen Sommers war nichts mehr.

Die Wirtin kassierte die Miete, übrigens ganz wenig, und lachte.

„Na, soll ich Ihnen die Villa zeigen?“

„Nicht unbedingt.“ Ich lächelte, wie ein Städter, mit dem sich's auskommen läßt.

„Kommt Ihre Familie bald?“ fragte sie.

„Ja. Sie ist schon im Anmarsch.“

Die Wirtin ging, wandte sich wieder ihren Dingen zu – grub Beete um. Und ich stand in einem typischen ländlichen Haus, einem geduckten, bemoosten Bau: die Wohnstube mit den traditionellen Familienfotos, die Küche, der Ofen, ganz, wie es sich gehörte. Ein fremdes Haus, an das es sich zu gewöhnen galt. Das ich liebgewinnen mußte, sonst würde der Sommer kein Sommer sein. Ich wanderte hin und her, fing eine Fliege, ließ sie wieder frei. Dann stieg ich auf den Boden, schaute mich um, blickte durch die Fensterluke, die zur Hälfte mit Sperrholz vernagelt war.

Ich ließ mich auf einen altersgeschwärzten, verwitterten Stützbalken nieder, um zu rauchen. Ringsherum Gerümpel, Spinnweben. Überall verrostete Konservenbüchsen… tropf-tropf-tropf …bei Regen wird das Wasser darin aufgefangen. Auch ein Campingbett entdeckte ich, ebenfalls verrostet. Daneben unter einer Zellophanhülle ein Haufen alter Sachen. Ich muß in ziemlich trübsinniger Stimmung gewesen sein – ich zog einen uralten, abgewetzten gummierten Mantel hervor und versuchte gedankenlos, ihn anzuziehen. Ich schaffte es, obwohl er in den Schultern zu krachen und zu bersten begann.

„Ist was?“ fragte die Wirtin vom Garten herauf. Das Krachen mußte unten zu hören gewesen sein.

„Ach nichts.“

„Gucken Sie sich um?“

„Ja, ich mach mich ein wenig mit dem Haus vertraut.“

Vom Fenster aus sah ich auf der Dachschräge einen Ball, der im vergangenen Jahr, vielleicht aber auch schon vor zehn Jahren dort hängengeblieben war. Ich las Schuttbröckchen vom Boden auf und warf nach dem Ball, um ihn loszubekommen, ihn auf die Erde zurückzubefördern. Die Bröckchen kollerten übers Dach.

„Ist Ihnen was runtergefallen?“ rief die Wirtin.

„Nein.“

Nun versuchte ich es mit Wergbüscheln. Das ging ohne Lärm, half aber auch nicht; gewichtlos, leicht, blieben sie neben dem Ball liegen. Ich löste eine Feder vom Campingbett (ich brauchte eine ganze Minute oder noch länger dafür) – dem Gewicht nach war sie genau das Richtige, auch verursachte sie keinen großen Krach. Der Ball bewegte sich um etwa vier Zentimeter, das war nicht viel, aber ich freute mich – der Anfang war gemacht. Die nächste Feder rückte ihn noch ein Stück weiter. Zwei andere trafen daneben. Dann folgten wieder welche, die trafen. Und wieder welche daneben… Ich kam erst zu mir, als ich die Wirtin sah.

Sie war auf den Boden gestiegen, stand hinter mir, schaute und schwieg.

Ich schwieg ebenfalls.

Sie rührte sich nicht, zwinkerte nur mit den Augen. Ich muß in dem schrecklichen abgerissenen Regenmantel wie ein Idiot ausgesehen haben – für alle Fälle lächelte ich. Sie lächelte schüchtern zurück.

„Na ja“, sagte ich und zuckte die Achseln. „Toller Mantel, nicht?“

Ich zog ihn aus, legte ihn zusammen, steckte ihn unter die Hülle zurück. Dabei lächelte ich dümmlich.

„Das Campingbett“, flüsterte die Wirtin.

„Wie?“

Die Unterlage hatte sich fast gänzlich vom Rahmen gelöst – man bedenke, ich hatte dafür mindestens eine halbe Stunde gebraucht.

„Das Campingbett“, wiederholte die Wirtin. „Das sollten Sie kriegen! Worauf wollen Sie jetzt schlafen?“

„Unten sind doch Betten“, sagte ich stumpfsinnig, wie zur Rechtfertigung.

„Die sind für Ihre Frau und Ihre Kinder. Und dann wollte doch auch Ihr Bruder mit Familie…“

Sie sprach nicht zu Ende, drehte sich um und stieg die Treppe hinunter.

Ich blieb.

An nichts weiter erinnere ich mich. Es war, als hätte es mich dort gar nicht gegeben. Vom Rest des Tages weiß ich nichts mehr, wie auch vom ganzen Sommer. Unten fuhr dröhnend ein Lastkraftwagen in den schmalen Hof, meine Familie sprang heraus wie eine Feuerwehrmannschaft; Lärm und Geschrei setzten ein, die mitgebrachten Sachen und Bündel mußten ausgeladen und ins Haus geschafft werden, alle rannten hin und her, ich rannte mit – und es gab mich nicht mehr.

Deutsch von Ingeborg Kolinko

Kraftfahrzeughalter!

Die Kfz-Steuer und der Beitrag zur Kraftfahr-Haftpflicht-Versicherung sind fällig.

Zahlen Sie rationell, lassen Sie abbuchen!

Für das laufende Jahr wird Ihr Abbuchungsauftrag bis 31. März entgegengenommen.

STAATLICHE VERSICHERUNG DER DDR

Gesellschaft für Fotografie im Kulturbund der DDR
Kombinat VEB Carl Zeiss JENA · Märkisches Museum

Photographie

150 Jahre Bild und Technik
aus Sammlungen und Archiven der DDR

Ephraim-Palais Berlin, Hauptstadt der DDR
10. Februar–2. April 1989

Fotografie

Dienstag–Sonntag 10–18 Uhr
Montag geschlossen

Bilderbogen

Ein Foto aus meinem Leben

Kleine große Schritte

Fotos – aus Alben herausgetrennt, aus dem Rahmen gelöst. Fotos – oft zur Hand genommen, schon abgegriffen. Aufnahmen, die Vergangenes zurückrufen, das Heute bewahren, die Zukunft ahnen lassen. Bilder, die ans Herz gewachsen sind.

„Richten wir unser Augenmerk auf gute Lern- und Lebensbedingungen für alle Kinder. Sorgen wir für weitere Fortschritte in der medizinischen und sozialen Betreuung…"

(Aus dem Wahlaufruf des Nationalrates der Nationalen Front der DDR)

Charité-Befund: Kind noch nicht lebensfähig. Aber dem Ärzte-Team gelang es, die Geburt zunächst hinauszuzögern und das Frühchen dann am Leben zu erhalten. Ihnen allen gebührt unser tiefer Dank.

Ingeborg Granzow, Berlin

Unser Frühchen

Das ist die Geschichte von einem, den es beinahe nicht gegeben hätte. Die Wangen sind heute schmaler, die Nase ausgeprägter – dieses Jahr hat er Jugendweihe. Doch damals, wenn der Betriebsarzt Dr. Beckmann nicht gewesen wäre… Seine Diagnose: Drohende Frühgeburt im sechsten Monat, sofort ins Krankenhaus.

Geduldsprobe auf der Wolga

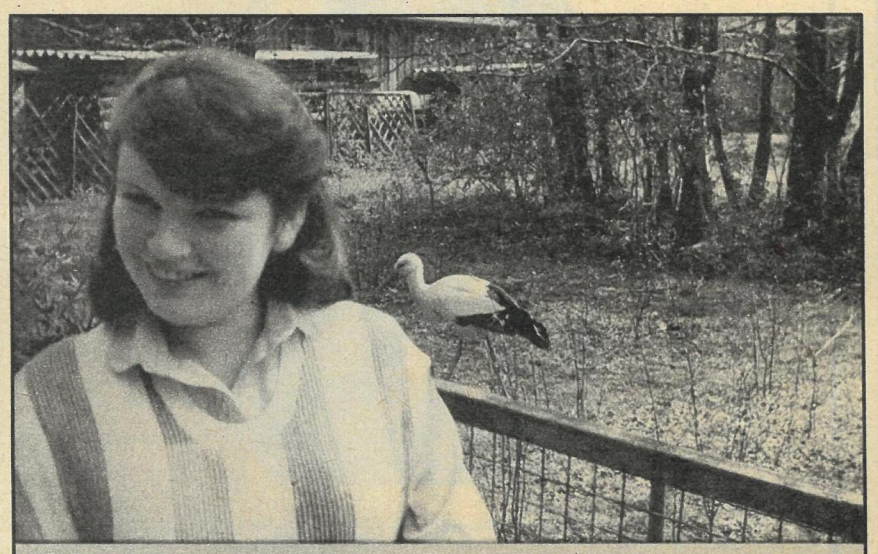
Ich brauche nicht erst im Album zu blättern, mein Foto entstand 1988 auf dem Eis der Wolga, als ich mit der Brigade „Olga Benario" zwei Tage in Uljanowsk war. Nach kurzem Zögern traute ich mich auf das Eis. Es war ungewohnt, denn unsere Flüsse frieren ja kaum noch zu. Der Strom hatte an dieser Stelle eine Tiefe von sechs Metern, aber ich wollte wissen, ob die Mühe der Angler, wenigstens einen kleinen Fisch an den Haken zu bekommen, belohnt wird.

Helfried Weidemann, Dreiwerden

Kinder, Leute…

Am 1. September 1946 wurde ich Lehrerin, jetzt bin ich bereits Rentnerin und helfe noch etwas aus. Bilder meiner „Schulzeit" sehe ich mir oft an. Aus diesen Mädchen wurden längst berufstätige Mütter mit allen sozialen Vorteilen, von denen wir nicht mal zu träumen wagten. Jetzt freue ich mich immer, wenn eine ehemalige Schülerin stehenbleibt und mir von ihrer Arbeit und ihrer Familie erzählt. Dann sage ich mir, daß ich ein wenig dazu tun konnte – in unserem Beruf zeigen sich Erfolge ja oft erst nach Jahren.

Gerda Sprengel, Friedland



Stichwort „Adebar"

Der Klapperstorch ist nicht von ungefähr dabei, denn ich machte dieses Bild wenige Augenblicke, nachdem mir meine Frau gesagt hatte, daß sie schwanger sei. Das war im Tierpark Falkenstein im Vogtland. Inzwischen ist unser Sohn fünf Jahre alt und hat drei Jahre später ein Schwesterchen bekommen.

Andreas Wohland, Zwickau

Vom 1. bis zum 28. Februar erhielten wir von 138 Lesern Momentaufnahmen aus Ihrem Leben. 10 mal 50 Mark waren zu gewinnen. Wir gratulieren Ida Müller, Dolgen/über Neustrelitz; Gundula und Heiko Schuster, Ilsenburg; Gerhard Bastian, Rostock; Carmen Olbrich, Salzwedel; Ernst Schulze, Seehausen (Altmark); Else Wolff, Michendorf; Horst und Liane Herrmann, Freiberg; Ralf Kahl, Gera; Achmed Nickstadt, Bergen (Rügen); Marta Wahl, Zella-Mehlis.
An alle herzlichen Dank fürs Mitmachen – Ende März verlosen wir wieder zehn Fünfzigmarkscheine. Deshalb erwarten wir weiter Ihre Einsendungen: Redaktion FREIE WELT, Karl-Liebknecht-Straße 29, Berlin, 1026. Kennwort: Ein Foto aus meinem Leben.

Redaktion: Ingrid Buchholz; Fotos: privat

Am 1. Mai

Dieses Foto stammt aus den Anfangsjahren unserer LPG in Raguhn. Technisch lange nicht so ausgerüstet wie jetzt – siehe Pferdewagen vor Fahnenträger –, war sie aber schon Schrittmacher in der Landwirtschaft. Und heute ist sie stark, kann sich sehen lassen. Bei der Mai-Demonstration 1956 wollte mein Sohn Wolfgang unbedingt dabei sein, und ernsthaft trug er damals seine rote Fahne. Genauso versieht er nun seinen Dienst als Offizier der bewaffneten Organe.

Werner Becker, Raguhn

Eine runde Sache

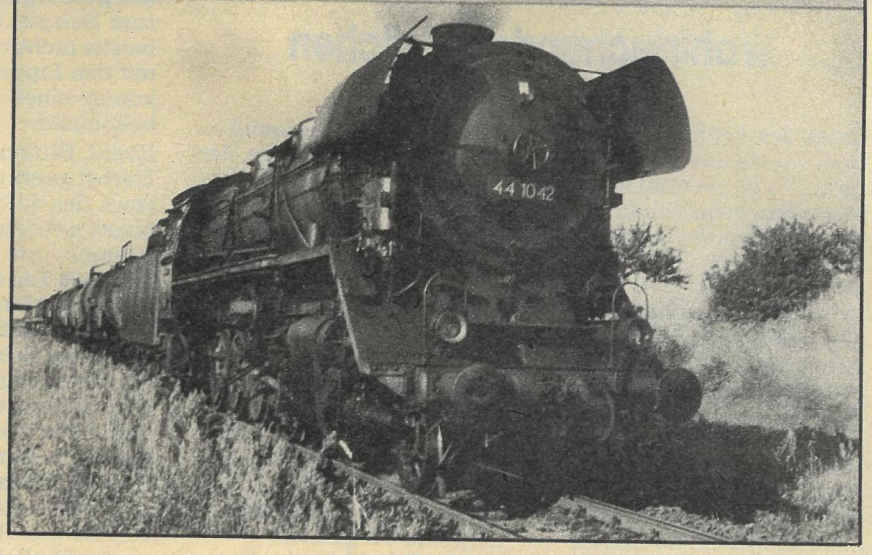
Hier ein mir und meiner Familie lieb gewordenes Zeitzeugnis über den Weg unseres Landes und den meiner persönlichen Entwicklung. Es zeigt meinen Freund Hugo Bauer und mich nach bestandenem Staatsexamen an der Humboldt-Universität am 24. Oktober 1967. Den beeindruckenden Hintergrund bildet die vormontierte „Telespargelkugel" des Fernsehturms unserer Hauptstadt. Beides ging in den vergangenen fast 22 Jahren seinen Weg – die sich drehende Kugel als Wahrzeichen unseres Aufbaus und wir als Arbeiterkinder und nun gut ausgebildete Diplomjuristen.

Fritz Schubert, Gera

Eisenbahnerwege

Eine Dampflok hat Seltenheitswert. Neue moderne Zugkräfte bewältigen heute den Schienentransport. Von den 40 Jahren unserer Republik stand ich 36 Jahre lang mit Freude im Lokführerstand.

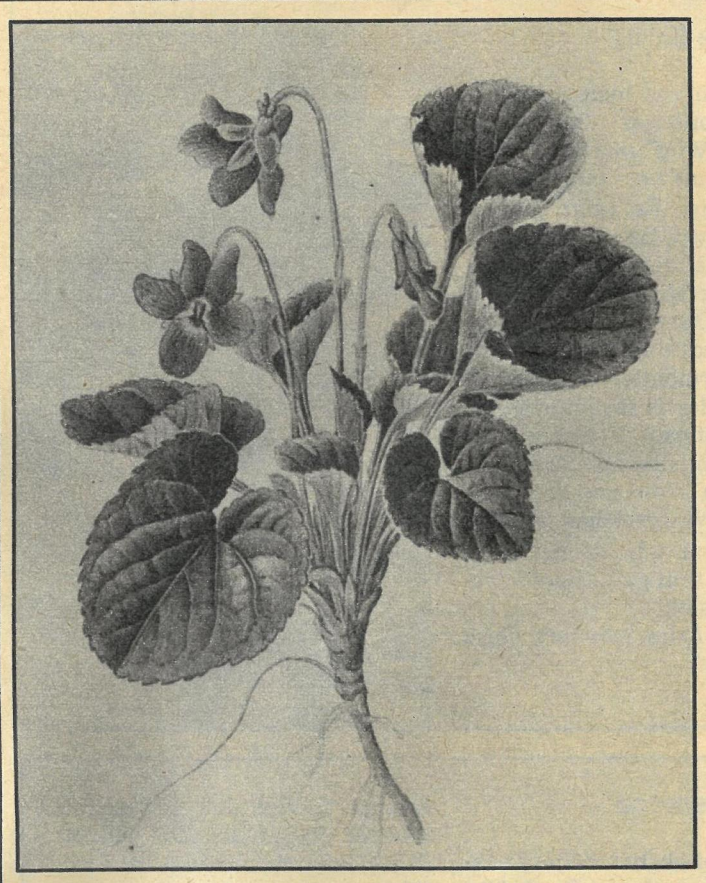
Walter Tröster, Gößnitz



In die Wiege gelegt

Als Obmann für die Rennkanuten der BSG Stahlwerk Riesa betreute ich auch Karl-Heinz Fischer (rechts). Er war Teilnehmer an den Bezirksmeisterschaften des Bezirks Dresden 1958. Später zog er nach Brandenburg, wo 1962 seine Tochter Birgit geboren wurde, die bereits als Siebzehnjährige ihren ersten Weltmeistertitel errang und heute als Ausnahmeathletin für alle ein Begriff ist. Ich finde, ihr Vater verdient es, auf Ihrem Bilderbogen verewigt zu werden, legte er doch seiner Birgit die Liebe zum Wassersport in die Wiege! *Kurt Starke, Riesa*

Birgit Schmidt-Fischer ist sechzehnfache Weltmeisterin und dreifache Olympiasiegerin.



Eßbare Blüten

Wohlriechendes Veilchen

Unter den Frühjahrsblühern wurde das Märzveilchen (Viola odorata) stets besonders beachtet, in Sagen und Volksbräuchen, als Heilpflanze und sogar in der Küche. Beheimatet ist es im Mittelmeerraum. Von hier gelangte es in die Klostergärten nördlich der Alpen. Sehr bald verwilderte die Pflanze und ist heute auch an Busch- und Waldrändern zu finden. Zwischen gestielten, herzförmigen Blättern erscheinen duftende, meist dunkelviolette Einzelblüten. Nach einer alten wendischen Sage wurde die blauäugige Tochter des Gottes Czornebog in ein Veilchen verwandelt. Nur einmal alle zehn Jahre erwachte sie zu menschlichem Leben. Derjenige, der das Veilchen in diesem Augenblick pflückte, sollte die Jungfrau und alle Schätze des Vaters erhalten. Offensichtlich nutzte niemand diese Gelegenheit, denn immer noch erblüht das Märzveilchen und erfreut Spaziergänger und Wanderer. Hans Sachs berichtet in seinem Fastnachtsspiel „Der Neydhart mit dem Feyhel" von einem Volksfest, das am Wiener Hof zur Zeit Leopolds VI. gefeiert wurde. Sobald das erste Veilchen auf den Donauwiesen blühte, zog der Hofstaat ins Freie. Das sittsamste Mädchen aus den Reihen der Kammerjungfern durfte es dann pflücken. In der Zeit der Romantiker wurde das „bescheidene Veilchen" überschwenglich besungen. Ein Sträußchen zeugte von zärtlicher Zuneigung.
Neben dem Wohlriechenden oder Märzveilchen gibt es noch eine Reihe anderer Arten, die nicht duften und deshalb im Volksmund Hundsveilchen heißen. Das führte in Böhmen zu der Annahme, die Blume verlöre nach einem Frühlingsgewitter ihren Duft. Doch die Hundsveilchen erblühen später, man bemerkt sie erst, nachdem die ersten Gewitter ihre Regenflut über das Land ergossen haben. Als Heilpflanze wird das Märzveilchen bereits in einer Rezeptsammlung des 6. Jahrhunderts, dem „Antidotarium Bruxellense", aufgeführt. Den ersten drei Blüten des Jahres schrieb man besondere Heilkraft zu. In Mecklenburg und Sachsen sollten sie vor dem „kalten Fieber" schützen, in anderen Teilen unseres Landes „gutes Blut" bewirken. Den Hundsveilchen wurde jedoch eine ungünstige Wirkung nachgesagt. Wer sich zum Beispiel in der Oberlausitz nicht vorsah und sie mit den Lippen berührte, konnte einen „bösen Mund" bekommen.
Kraut, Blüten und der im Herbst geerntete Wurzelstock des duftenden Veilchens werden bei Husten, Atemnot und Bronchialkatarrh als Tee oder Sirup verabreicht. Man pflückt die Blüten ohne Stiel und trocknet sie im Schatten. Und von alters her haben Veilchenblüten auch ihren festen Platz in der Küche für die Herstellung von Bowlen, Süßspeisen, Konfekt, Marmeladen und Likören. Es war ebenfalls nicht ungewöhnlich, sie mit Essig anzusetzen oder Salaten beizufügen. Nachfolgend einige Anregungen, die sich in einem Wiener Kochbuch aus dem Jahre 1849 finden.

Kandierte Veilchen

Zucker mit etwas Wasser bei etwa 60 °C zum Schmelzen bringen. In die sirupartige Lösung frische Veilchenblüten tauchen, mit einer Pinzette herausnehmen und vorsichtig auf Pergamentpapier trocknen. Beim Ablösen der Blüten bitte beachten, daß sie eventuell am Untergrund haften. Die kandierten Blüten eignen sich als Dekoration auf Vanilleeis, zum Schmücken von Torten oder Süßspeisen.

Frühlingsblütensalat

Je 20 g Veilchen-, Gänseblümchen- und Huflattichblüten grob zerkleinern, mit 20 g gewürfeltem gekochtem Schinken und einem gehackten Ei mischen. Darunter eine Marinade aus 5 g Salatöl, 10 g saurer Sahne und eventuell etwas Essig ziehen. Den Salat mit jungen, gewiegten Blättern einiger Kräuter, z. B. Zitronenmelisse und Kerbel, würzen und mit Salz und Glutal abschmecken.

Veilchenessig

1/2 Tasse Veilchenblüten waschen und in eine Flasche abfüllen. Dazu 500 ml Weinessig (5 %ig) geben. Die Flasche gut verschlossen einige Tage aufs sonnige Fensterbrett stellen. Anschließend durchseihen und den Blütenessig in einem verschlossenen Gefäß kühl aufbewahren.

Annegret Räuber

Alle neune an der Trasse

Viele wünschten sich weiße Weihnachten, wir hatten sie. Dank unserer Kinder, die unbedingt das Fest gemeinsam feiern wollten.
So bescherten sie uns eine kleine Weltreise von etwa 5500 Kilometern. Denn neun Kinder, genauer gesagt drei Kinder, drei Schwiegerkinder und drei Enkel von uns sind zur Zeit an der Erdgastrasse. Sie arbeiten in unterschiedlichen Gewerken als Raupen- und Lkw-Fahrer, Bauingenieur, Ökonom, in der Küche und im Transport. Ein bißchen bange war uns schon, wenn wir an die vielen Flug- und Fahrkilometer dachten, die vor uns lagen, immerhin sind wir schon 62 bzw. 68 Jahre alt. Zuerst flogen wir mit der TU 134 nach Moskau. Am Flugplatz stand bereits ein Bus der Trassenbauer bereit, um uns zum Kasaner Bahnhof zu bringen. Nun begann der längste Teil der Reise, 20 Stunden Bahnfahrt bis Wereschtschagino. Wir überstanden sie besser als erwartet. Am Bahnhof holten uns unsere älteste Tochter und Schwiegersohn ab. Es lag viel Schnee, und wir hatten mittlerweile vier Stunden Zeitverschiebung. Nun noch eine Stunde Fahrt mit dem Auto. Unterwegs kam uns ein Lkw entgegen, blinkte und hupte. Welche Überraschung, es war unsere andere Tochter mit ihrem Mann. Gemeinsam ging's zum Lager. Inzwischen hatten wir erfahren, daß der Standort der Enkel um 500 Kilometer verlegt worden war. Sie arbeiten am linearen Teil, der immer weiterzieht. Das war ein kleiner Wermutstropfen, leider nicht zu verhindern.

Am 24. Dezember traf dann unser Sohn mit Frau in Otschor ein. Sie arbeiten beide in Berjosowka. Zur Abendbrotzeit war ein wunderbares kaltes Büfett im Speisesaal für die Trassenbauer und ihre Gäste aufgebaut. Den späteren Abend verbrachten wir in einer niveauvollen Gaststätte und saßen anschließend noch lange mit unseren Kindern im gemütlichen Zimmer beisammen. Es war sehr, sehr schön. Für den ersten Feiertag hatten sie eine Schlittenfahrt organisiert. Pünktlich stand der Pferdeschlitten vor der Tür. Nach einer Stunde hieß es „brrr", und der Schlittenführer lud uns in sein Haus zum Tee ein. Der Samowar summte, und seine Frau bewirtete uns mit selbstgebackenem Brot und Preiselbeermarmelade. Obwohl keiner die Sprache des anderen beherrschte, verstanden wir uns wunderbar. – Unsere Kinder hatten noch einen Besuch in Perm arrangiert mit Einkaufsbummel und Leningrader Eisballett. In den wenigen Tagen unseres Aufenthalts an der Trasse haben wir unvergeßliche Eindrücke gewonnen. Wir wissen nun, daß unsere Kinder kein „Zigeunerleben" führen, ordentlich untergebracht und gut versorgt sind, sogar kulturelle Veranstaltungen finden statt. Aber wir wissen auch, daß sie hart arbeiten müssen. Wie schwer die Arbeit bei Eis und Kälte ist, haben wir gesehen, als wir ihre Arbeitsplätze in der Verdichterstation Tula I und II kennenlernten. Kaum wieder zu Hause, freuten wir uns schon auf die Enkel, die wir an der Trasse verpaßt hatten. Sie wollten ihren Geburtstag im Januar in Leipzig feiern. So sind wir „Alten" immer im Trab, Kinder begrüßen, verabschieden, schreiben. Das hält uns jung. Und nun hat sich noch unser Sohn Frank als zehntes Familienmitglied zur Trasse gemeldet. Damit sind wir sicher eine besondere Familie. Oder?

Familie Berner, Leipzig

Zum Geburtstag

Mit Fleiß und Eifer gestaltete Wandzeitungen eines Wettbewerbs zum Thema Frieden und Freundschaft aus Schulen des Landkreises Leipzig übergab am 71. Jahrestag der Sowjetarmee die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft dieses Kreises an ihre sowjetische Patenteinheit. Mit Musik- und Tanzdarbietungen wurde die kleine Ausstellung eingeweiht.

Armin Kühne, Leipzig

Großmütterchental

Ich möchte mich in die Schar der Leser einreihen, die von ihren Urlaubsentdeckungen berichten. Während einer Reise in die ČSSR kam ich durch ein reizvolles Flußtal im Vorland des Riesengebirges bei

Česká Skalice, genannt das „Großmütterchental". Seinen Namen verdankt es der bekannten tschechischen Schriftstellerin Božena Němcová (1820–1862). Sie verlebte ihre Kindheit am Rande dieses Tals der Úpa in Ratibořice. 1855 schrieb sie ihr weit über die Grenzen bekannt gewordenes Buch „Die Großmutter", in dem sie jener schlichten alten Frau huldigt, der sie eine Kindheit voller Poesie, Güte und Menschenliebe verdankt. Noch heute gehört es zu den im Lande meistgelesenen Werken, ist aber auch in viele andere Sprachen übersetzt und sogar verfilmt worden. Schauplätze findet der Kenner der Erzählung wieder, wenn er den Lehrpfad im Tal entlangwandert. Auf meinem Foto habe ich einen Ausschnitt des am Taleingang stehenden Denkmals von der Großmutter mit den Enkeln festgehalten.

Dr. Norbert Hansel, Michalken

Fakir-Rekord

Was ist aus der Nagel-Probe des Ungarn geworden, den FREIE WELT in Heft 4/89 im Bild vorstellte?

Rainer Fichte, Leipzig

Laszló Szabó lag eine ganze Woche lang auf dem Nagelbrett im Budapester Hotel Forum und übertraf damit den Guinness-Rekord, den bisher ein englischer Pfarrer hielt, um stolze 25 Stunden und 30 Minuten. Der ungarische Fakir durfte sein Leidensbett täglich für lediglich 25 Minuten verlassen. Die größte Qual bereiteten ihm – wie er sagt – jedoch nicht die spitzen und nagelneuen Nägel, sondern die Schlaflosigkeit und die Belästigung durch Scharen von Neugierigen. Übrigens plant die Kleingenossenschaft für kulturelle Dienstleistungen, die die Fakirshow organisierte, bereits weitere Attraktionen. So wird demnächst jemand zwei Wochen mit vier Riesenschlangen in einem Zimmer verbringen und ein Seiltänzer am 20. August vor dem ungarischen Parlamentsgebäude über die Donau balancieren.

Pä.

Zum Tee nach Gransee

Ich bin erfreut, daß so gute Beziehungen zwischen der Kasachischen SSR und der DDR bestehen („‚Sie' sucht eine ‚Sie'", FW 3/89). 1988 war ich in Mittelasien, unter anderem auch in Alma-Ata. Es hat mir so gefallen, daß ich in diesem Jahr wieder hinfahre. Im September veranstalten unsere Volkskunstwerkstätten Mon Caprice in der „Kleinen Galerie" am Schinkelplatz in Gransee eine Ausstellung über Mittelasien. Wir sind freischaffend und werden zwei Tachtas (eine Art Liegen) mit dem nötigen Teegeschirr herstellen, grünen Tee ausschenken und dabei über Lebensweise und Gewohnheiten der Menschen erzählen.

Gisela Rodrigo, Löwenberg

Unser Foto zeigt Mitglieder der Tanzgruppe des Palastes der Neulanderschließer in Zelinograd.

Innerlicher Freudensprung

Als ich am 25. Januar 1989 meinen Briefkasten aufschloß, fiel mir Ihre Geldanweisung in Höhe von 50 M für einen Gewinn im Quiz 25/88 entgegen. Ich wäre beinahe an die Decke gehüpft vor Freude. Aber das ließ sich nicht machen, weil ich gerade an diesem Tag 68 Jahre alt geworden bin.

Herzlichen Dank für die Geburtstagsüberraschung!

Ingeborg Schuster, Berlin

Sein oder Nichtsein

In dem Beitrag „Versunken in Afonjas Fußstapfen" (FW 26/88) schrieben Sie, daß Beweise für die Existenz des Schneemenschen dem Gerichtsmedizinischen Institut der Moskauer Polizei zur Verfügung gestellt wurden. Welches Ergebnis haben die Untersuchungen gebracht?

Theo Schmidt, Dresden

Seit jenen unvergessenen Augusttagen des Jahres 1988, da der Schneemensch die Einwohner von Lowosero erschreckt hatte, ward er nicht mehr gesehen. Auch aus Indien, Nepal oder dem Bezirk Neubrandenburg liegen keine neuen Meldungen vor. Das muß man wissen, um zu begreifen, welche große Verantwortung auf den Schultern der Gerichtsmediziner lastete, denn sie hatten ja immerhin einiges zu untersuchen: real existierende Beweise, die Schneemenschenhaare, den Gipsabdruck seiner Fußspuren und mehrere Haufen eines natürlichen Verdauungsvorganges, die er in Lowosero zu-

rückgelassen hatte. Die Schneemenschenhaare erwiesen sich leider nicht als solche, mehr noch, die Wissenschaftler stellten fest, daß es sich bei ihnen um ausgewachsene Haare vom Bauchfell eines Rentieres handelt. Auch die anderen Beweise hielten den wissenschaftlichen Ansprüchen nicht stand. Wer nun jedoch meint, dieses niederschmetternde Ergebnis hätte in den Kreisen sowjetischer Schneemenschenforscher Unmut hervorgerufen, hat sich getäuscht. Ein tiefes Aufatmen ging durch ihre Reihen. Und das ist ja auch zu verstehen, denn nicht nur für Yeti steht die Frage Sein oder Nichtsein, auch für die Yeti-Forscher. Jetzt kann man wenigstens in aller Ruhe weitersuchen. Und auch wir können dankbar sein, denn die nächste Schneemenschen-Meldung kommt bestimmt… *Bernd Siegmund*

Bühnenbilder

So war es richtig in Folge 1 (Faust I): 1983 bestand das Deutsche Theater Berlin 100 Jahre. Es gewannen: 100 Mark – Annemarie Gensicke, Dresden; 75 Mark – Ruth Leistner, Gotha; je 50 Mark – E. Matthießen, Lübbenau; Alexander Türpilz, Seelow; M. Ewald, Berlin.

Einmal Galerie!

Die „Hexenküche" erinnerte mich an meine Schulzeit, aber nicht etwa an die Chemiestunden, sondern an den Theaterenthusiasmus unserer Mädchenklasse. Wir kauften „Stehplatz Galerie" für fünfzig Pfennig, lehnten am Geländer und murmelten die Dialoge von Faust und Wagner oder Nathan und Recha begeistert mit. Übrigens fanden wir nach der großen Pause manchmal freie teure Plätze in den ersten Parkettreihen.

Ellen Krause, Berlin

Preisfrage

Heft 6/89

Wann wurde das Dorf Podsosnowo gegründet?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1 × 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet. Auflösung in Heft 9/89. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, Postfach 9, Berlin, 1056. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 12. April 1989. Auflösung von Heft 3/89: Das „Känguruh von Suchumi". Wir gratulieren Christian Fink, Gerstungen.

Redaktion: Helga Bengtson, Ingrid Buchholz; Fotos: Detlef Christel (2), privat, Armin Kühne, Gerhard Zwikkert; Repro aus „Das große Buch der Heilpflanzen", Artia Prag; Vignette: Martin Kotsch

Brillanz: Klare, Intensiv leuchtende Farben machten einen Teil der Schau zum Feuerwerk (unten).

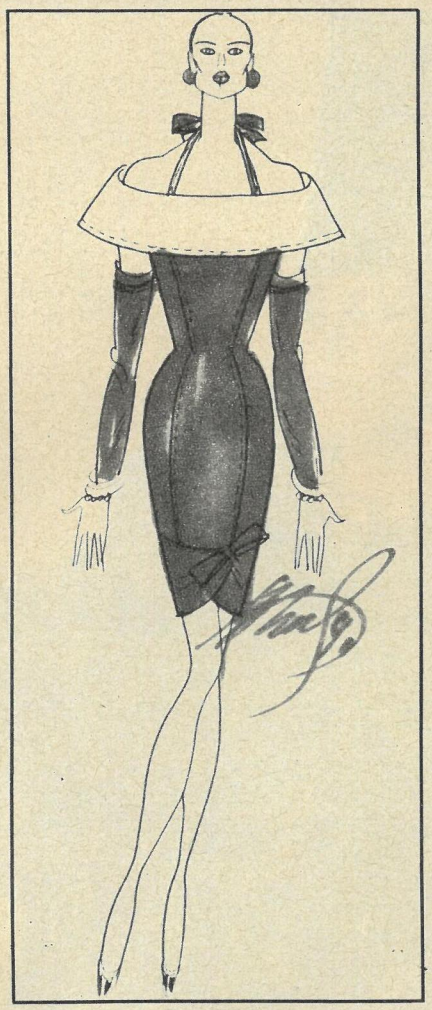
Applikation: Die Motive auf den Mänteln sind der Volkskunst entlehnt und erinnern doch in nichts an „Folklorestil“ (oben).

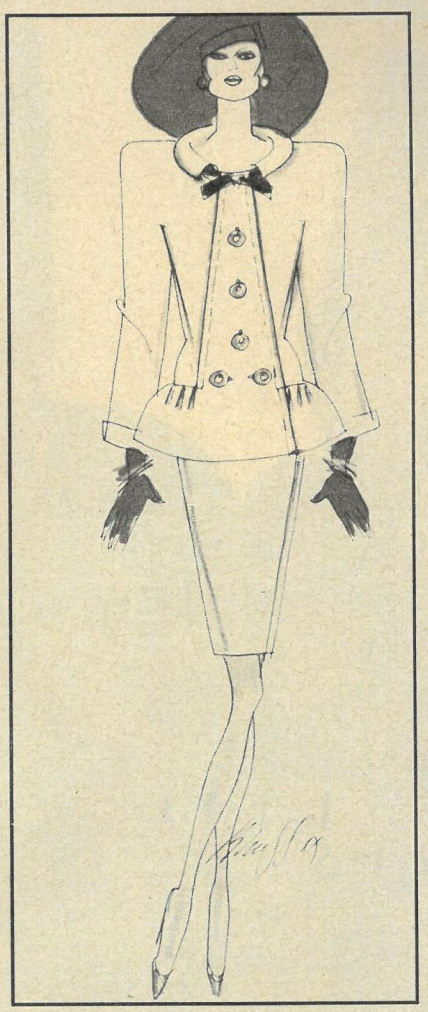
Schimmer: Glänzende Stoffe verarbeitet Saizew meist zu festlichen Roben, nur selten zu Mänteln (rechts).

Saizew '90

Linie: Kleider, Röcke, Kostüme sind schmal, aber bequem, den Mänteln ist noch mehr Volumen gestattet (links).

SAIZEW '90





Würde man bei der Moskauer Premiere von Slawa Saizews Kollektion für 1990 womöglich meinen Notizblock in Verwahrung nehmen? Immerhin genießt der Meister aus dem „Haus der Mode" am Prospekt Mira international Respekt, neuerdings sind Modelle mit seinem Markenzeichen in San Francisco gefragt. In Paris, hatte ich gerade wieder gelesen, schützen sich die großen Couturiers energisch gegen das Ausspionieren ihrer neuen Kreationen. Billige Nachahmungen sollen nicht auf dem Markt sein, ehe sie die Originale teuer verkauft haben. „In Paris darf man gar nichts", zerstreut Saizew später meine Zweifel, gegen ungeschriebenes Gesetz verstoßen zu haben, „bei mir darf man."

Hastig hatte ich mitschreiben müssen, die anderthalbstündige Schau war mit Tempo über den Laufsteg gegangen, doch in einer Inszenierung, die mit Bedacht auf Details aufmerksam machte. Auch der Weltreisende Slawa Saizew läßt von seiner erklärten Hauptsache nicht ab, die Mode bei sich zu Hause zu befördern. Man soll bei ihm abgucken, je mehr, desto lieber.

Was gab es zu sehen bei dieser Premiere, die wie in jedem Jahr auf einen der ersten Märztage fiel? Zunächst den Meister selbst, der auf der Bühne seine Kollektion kommentierte: in Rot und Schwarz, wie es der Stil des Hauses gebietet. Rot, Schwarz, Weiß sind Saizews Farben, sie bestimmten, ergänzt durch vornehmes Grau und zurückhaltende Karos, auch diesmal den Auftakt. Weite, komfortable Mäntel und lässig-klassische Anzüge für die Herren (die im Hause Saizew immer großzügig mit Aufmerksamkeit und Ideen bedacht werden), schmale, körpernahe, taillierte Kostüme und Kleider für die Damen. Weibliche Formen werden natürlich betont, nie grotesk übertrieben. Was an ausgesucht schlanken Mannequins bewunderungswürdig aussieht, sitzt ein, zwei, drei Nummern größer perfekt auch an normalen und stärkeren Figuren. Das Haus der Mode hat nicht genug Kapazität, jeden zu bedienen, der das gern möchte. Anregungen aber sollen alle bekommen. „In Schweden", erzählt Saizew seinem Premierenpublikum, „habe ich eine Firma kennengelernt, die produziert gute Konfektion ausschließlich in großen Größen. Wie wünsche ich mir das für uns." Dafür bekommt er Beifall wie für seine schönsten Modelle, zu denen die ganz wenigen Hosenanzüge gehören: weiß, knappe, kurze Jacken, sehr weite, am Bund in Falten gelegte Hosen, die als „Marlene-Dietrich-Hosen" jetzt Mode machen. Ansonsten Röcke, Röcke, Röcke, gerade oder wenig gekraust, geschlitzt, meist das halbe Knie bedeckend. Zipfel, Bogen, unterschiedlich lang geschnittene Bahnen an Kleidern, Röcken und Mänteln machen Be-

Die Taille wird immer betont, nicht nur durch dicht an den Körper heranführende Linien, sondern auch durch Stepperei, Schößchen, Volants, Gürtel.

wegung am Saum. Sehr weite Glokken an sonst ganz schmalen, taillierten Mänteln schwingen besonders schön.
Raffiniert, asymmetrisch sind Nähte und Knopfleisten mit großen Knöpfen verteilt, oft findet man sie witzigerweise dort, wo man sie nicht sucht, auf dem Rücken, an den Schultern. Fast kein Modell, das nicht Taille zeigt, Ärmel sind wieder schmaler und hoch eingesetzt. Manche Kostümjacken haben zu gekrausten Röckchen verlängerte Schöße. Dann ein Feuerwerk von Himbeerrot, Sonnengelb, Smaragd, Türkis, Violett, Karmin und Blau. Farben, mit denen eigentlich die russische Folklore brilliert, aus der Saizew immer wieder schöpft. Doch die Stoffe für diese Kostüme kamen aus der Schweiz. „Wir haben unsere eigenen Farben vergessen, wir müssen sie wiederentdekken."
Stolz ist Saizew auf einen der schönsten Teile der Kollektion, gestaltet bis ins letzte Detail, geschneidert aus weißem und schwarzem Baumwoll-Polyester-Gewebe heimischer Produktion. An Ärztekittel erinnern lange, offen getragene Mäntel; Biesen und Volants an braven weißen Kleidern und Blüschen sind das einzige Zugeständnis ans Romantische. Ganz ähnlich geschnittene Modelle in Schwarz wirken streng und elegant.
Schließlich das Finale mit den festlichen Roben, Luxusgebilden aus golden schimmernden und schwarz glitzernden knappen Korsagen, gerüschten, gebauschten, gerafften, mit Tüll garnierten knöchellangen Röcken in Himbeerrot, Lila, Blau. Sie verlangen nach dem ganz großen Anlaß. „Wir eröffnen demnächst in der dritten Etage eine Valutaabteilung, wir brauchen das Geld", teilt Saizew mit. „Dort kann man für diese Kleider maßnehmen lassen."
Als ich nach der Schau gratulieren will, klopfe ich zunächst an die falsche Tür. Slawa Saizew hat gerade ein neues Büro bezogen. Seit ein paar Wochen ist der künstlerische Leiter auch der Direktor des Modehauses. „Noch mehr Arbeit", seufzt er, „aber weniger Ärger in Auseinandersetzungen um den einheitlichen Stil dessen, was wir machen."
Der Chef hat große Achtung vor der Arbeit der jungen Modegestalter, mit denen er arbeitet und zu denen auch Sohn Jegor gehört. Er stellt sie international vor, in der Schau nennt er ihre Namen zu ihren Entwürfen. Jetzt strahlt er über den gemeinsamen Erfolg.

Constanze Treuber (Text)
Slawa Saizew
(Zeichnungen und Fotos)

WESTERN
UNION
UNION DE EMPRESAS
RECUPERACION
MATERIAS PRIMAS
4:06

La Giraldilla oder La Habana

Fünf Jahrhunderte seit der Entdeckung Kubas durch Kolumbus hinterließen auf einer nur rund 5 km² großen Fläche hervorragende Zeugnisse spanischer Barockbaukunst. Innerhalb der alten Stadtmauern Havannas, des Festungssystems und des Hafens gibt es mehr als 900 erhaltenswerte Baudenkmäler. Für ihre Restaurierung stellte der erste sozialistische Staat Amerikas im Planjahrfünft 1981—85 zwölf Millionen Pesos und von 1986—90 jährlich sechs Millionen Pesos bereit. Der UNESCO-Ausschuß für den Schutz des Weltkulturerbes zählt eine Reihe von Bauten im Alten Havanna zu den Objekten, die zum Kulturgut der ganzen Menschheit gehören. Helmut Zemke (Text) und Detlev Steinberg (Bild) sahen sich in der Altstadt von La Habana um.

Das ist der Glockenturm des Castillo de la Real Fuerza mit der Giraldilla (Foto rechts), erklärt Dr. Leandro Romero Estebanez, Leiter eines Restauratorenkollektivs.

Wir sind stolz auf dieses Kunstwerk Havanna und tun alles, um es zu erhalten, sagt Professor Eusebio Leal Spengler, Chef-Historiker der Stadt und Leiter der Altstadtrestaurierung.

Das ist die Calle Obispo, eine der interessantesten und jetzt wiederhergestellten Straßen von Alt-Havanna (Foto links), bemerkt Museologin Raissa Fornaguera de la Peña.

1

2

3

4

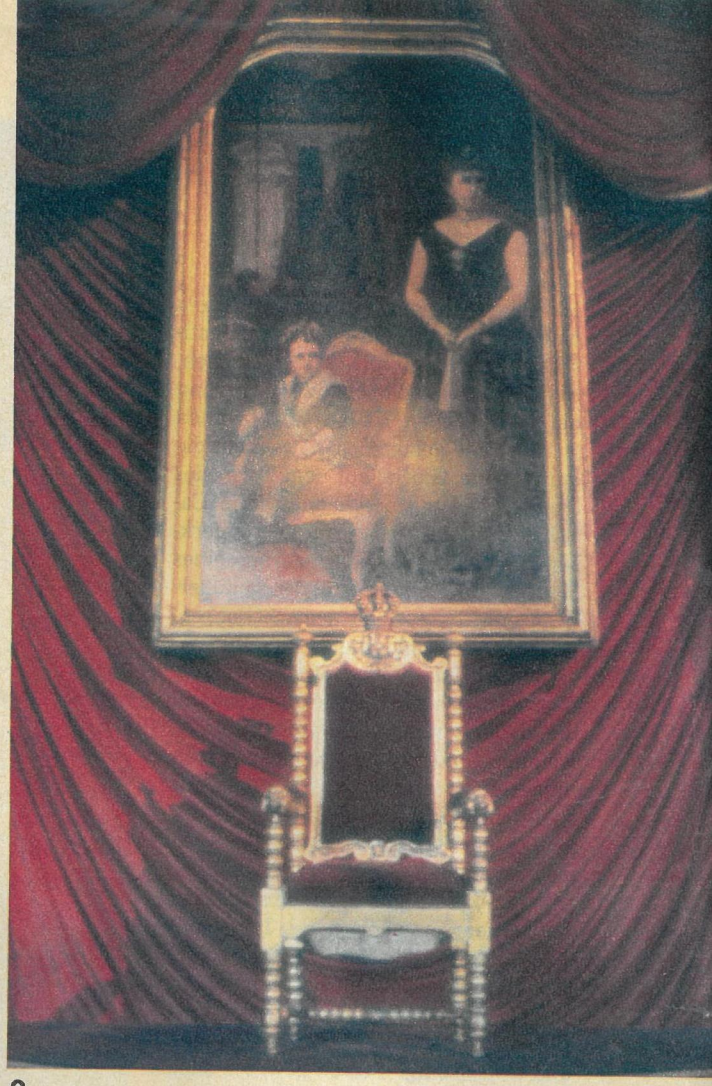
5

6

7

La Giral-dilla

1. Blick auf Altstadt und Uferstraße Malecon
2. Restauriertes Dekkengebälk eines Hauses
3. Kolumbus im Hof des Palacio de los Capitanes
4. Über den Dächern des Castillo de la Real Fuerza
5. Unter alten Farbschichten wiederentdeckte Malerei
6. Spanisches Gitterfenster mit Aussicht auf altes Palacio
7. Plaza de la Catedral mit der Kirche San Ignacio
8. Thron des spanischen Königs im Stadtmuseum



8

La Giraldilla

Ich habe nicht gewußt, daß La Habana eine Frau ist. Freilich ist das grammatische Femininum nicht zu übersehen. Aber auf die weibliche Verkörperung der kubanischen Hauptstadt Havanna wäre ich nie gekommen, hätte nicht die lauttönende Glocke auf dem Turm der ältesten Festung des Landes, dem Castillo de la Real Fuerza, auf sie aufmerksam gemacht. Vom Dachgarten eines Hauses, das dem Castillo gegenüberliegt, entdeckte ich auf jenem Glockenturm eine wohlgestalte Fastzweimeterdame, im Volksmund Giraldilla oder auch schlicht La Habana genannt, die als Wetterfahne sehr stolz in die jeweilige Windrichtung schaut, jedoch immer die Alte Stadt im Blick hat. Mit spanischer Grandezza hält sie in der Linken das Kreuz von Calatrava – einem geistlichen Orden des Mittelalters, dem der diese Figur stiftende spanische Gouverneur angehört hatte. Ihr lebendiges Vorbild Doña Isabel de Bobadilla, Gemahlin des höchsten Repräsentanten der spanischen Krone auf Kuba, Don Hernando de Soto, muß eine schöne und lebenslustige Person gewesen sein, denn sie wurde, wie es heißt, um ihrer selbst willen verehrt und geliebt. Nicht umsonst wurde sie sogleich, nachdem sie etwa um 1633 oder 34 in Bronze dem Turm aufs Dach gestiegen war, zum Wahrzeichen dieses schönen und heiteren Ortes, an dem sich der tiefblaue Atlantik mit den milden immergrünen Tropen vermählt. Heutzutage ist die Giraldilla sogar zum Markenzeichen des berühmten Kuba-Rums avanciert.

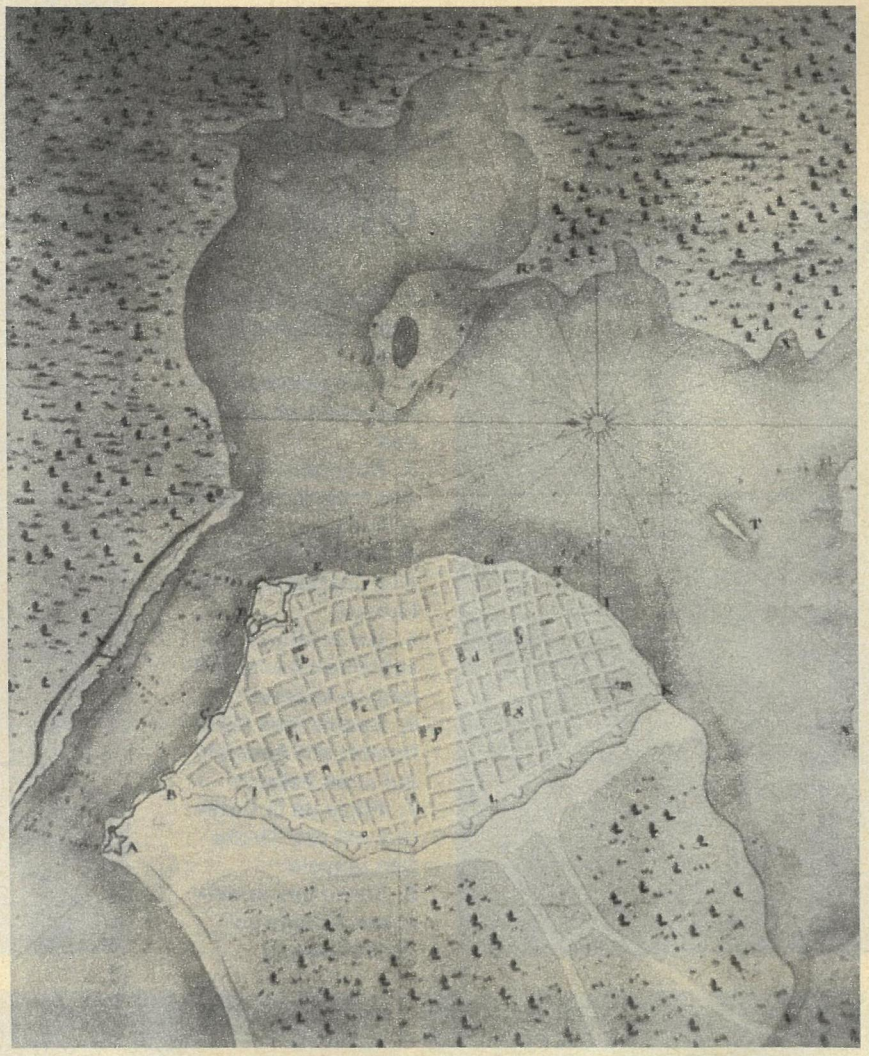
★

Die historische „Dama principal" soll auch klug gewesen sein, denn sie verabscheute die Gewalttätigkeit der spanischen Konquistadoren, die raubend und mordend das nachmals lateinische Amerika unter ihre Stiefel nahmen. Alle, die ihren Unternehmungen im Wege standen, räumten sie beiseite, auch die eigenen Leute. Ein Francesco de Bobadilla war es übrigens, der Kolumbus selbst auf Grund von Intrigen in Ketten nach Spanien zurückbrachte. Ob ihre Geschlechtsgenossinnen von heute der Bobadilla nachgeraten sind, ob ihr aus glücklicher Vermischung hervorgegangenes Naturell auf jene zurückstrahlt, wer könnte es sagen – das weibliche Element in der Mentalität des Inselvolkes ist unbestritten. Freundlichkeit im Umgang miteinander, Achtung vor der Vergangenheit gehen Hand in Hand mit einem sympathischen, nicht immer weitsichtigen Pragmatismus, und Berührungsangst ist ein unbekanntes Wort. Ein Habañero ist stolz auf seine Stadt, er ist mit der Geschichte ebenso verbunden wie mit dem öffentlichen Leben der Gegenwart.

„Das befreite Kuba", erklärte der bekannte Chef-Historiker der Stadt, Eusebio Leal Spengler, unlängst in einem Artikel, „betrachtet die Baudenkmäler des Alten Havanna als seinen Nationalreichtum, den es zu bewahren gilt. Den herrschenden Kräften des vorrevolutionären Kuba hingegen bedeutete das kulturelle Erbe nichts. Sie dachten daran, das Alte Havanna niederzureißen, um Hochhäusern Platz zu schaffen. Drei Jahre vor dem Sieg der Revolution ließen sie beispielsweise die alten, 1728 errichteten Gebäude des Klosters San Domingo im Zentrum abtragen."

★

Leider kenne ich mich in den spanischen Adelsprädikaten nicht so gut aus, aber mir scheint doch, daß Doña Raissa Fornaguera de la Peña aristokratischen Geblüts ist. Sie nennt mir ihren wohlklingenden Namen mit ironischem Augenzwinkern, denn schließlich ist sie eine moderne junge Frau, deren Stolz nicht ihrer Herkunft gilt, sondern ihrem Beruf. Als studierte Museologin gehört sie zum Mitarbeiterstab des Stadthistorikers. Wir treffen sie in der Casa de Africa, einem der Erforschung und Darstellung afrikanischer Traditionen in der kubanischen Kultur dienenden Hause, das zugleich auch Sitz des Antiapartheidausschusses ist. „Eusebio Leal ist gerade in Europa", sagt Señora Fornaguera entschuldigend, „wenn **ich** Ihre Neugierde befriedigen kann?!" „Das", entgegne ich mit spanischer Höflichkeit, „würde ich nicht bezweifeln." Durch ein Lächeln ermutigt, wage ich dennoch zu fragen: „Ja, was macht denn der Historiador (spanisch für Historiker) in Europa?" „Er arbeitet. In Madrid zum Beispiel. In Archiven auch. In keinen Archiven der Welt ist so viel Material über Habana vieja (Alt) gespeichert, wie in denen Spaniens." Verständlicherweise, denn Havanna war für die Spanier das Tor zur Neuen Welt. Schicksal und Entwicklung dieser Stadt standen seit der Landung des Kolumbus vierhundert Jahre lang im Blickpunkt spanischer Kolonialpolitik.



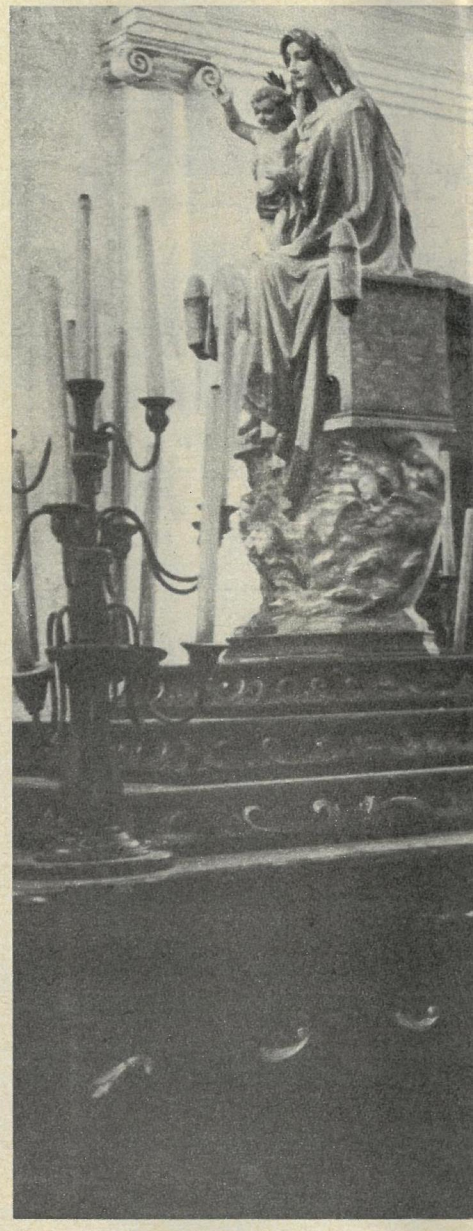
Ein Stadtplan von La Habana vieja aus dem 18. Jahrhundert.

„Wir fangen am besten mit der Plaza vieja an", beschließt die Señora, und dann führt sie uns zu einer Stelle, von der einige Archäologen und Historiker annehmen, daß hier die ersten Barrios (Viertel) entstanden sind. In neueren Stadtführern wird man vergeblich nach diesem Platz suchen. Nicht verwunderlich, da erst in jüngster Zeit begonnen wurde, Fassaden, Räume und Innenhöfe dieses historisch interessanten Ensembles wiederherzustellen. Da ist die Casa des Conde Jaruco aus dem 18. Jahrhundert oder das Blaue Haus eines reichen spanischen Händlers vom Ende des 17. Jahrhunderts, das 1987 restauriert wurde.

★

Die unerbittliche Zeit, Salz und See, und auch zerstörerische Zyklone haben der historischen Bausubstanz schweren Schaden zugefügt. Doch wurden nach einer gründlichen Bestandsaufnahme und einem eingehenden Studium aller Altertumsdenkmäler Projekte für die Rekonstruktion und Restaurierung erarbeitet, zu deren Verwirklichung die Regierung im Planjahrfünft 1981–1985 rund 12 Millionen Pesos zur Verfügung stellte. In diesem Zeitraum begann man an 32 Bauten mit den Wiederherstellungsarbeiten. Bis 1990 sollen weitere 45 Objekte hinzukommen. Wesentliche Partien des nur 5 km² umfassenden Areals „intramuros" (innerhalb der alten Stadtmauern) jedoch zeigen sich verjüngt und im Glanz der Erneuerung. In den restaurierten Palacios fanden Institute, Museen und Organisationen ihr Quartier, Bürgerhäuser wurden und werden teilweise mit modernem Wohnkomfort ausgestattet.

Señora Fornaguera versäumt es nicht, uns die Calle San Ignacio entlang zur Plaza de la Catedral zu führen, einem Kleinod spanischen Kolonialbarocks. Das beherrschende Bauwerk hier ist die Kathedrale San Ignacio, die 1789 ihrer Bestimmung übergeben wurde. In der mehrfach zu verschiedenen Zeiten umgebauten schlichten Halle des Hauptschiffes wird gerade der schachbrettartige Marmorfußboden poliert und erneuert. Eine Inschrift bezeugt, daß hier einst die sterblichen Überreste des Entdekkers Amerikas bestattet waren. Intrigen, Abberufung, Deportation in Ketten durch bereits erwähnten Ritter Bobadilla, Prozeß und zurückgewonnene königliche Gnade, neuerliche Anschuldigungen derer, die aus seinen Entdekkungen längst selbst klingende Münze geschlagen hatten – all das wohl beschleunigte sein Ende. Nach seinem Tode 1506 waren seine Widersacher bereit, ihm eine Reise nach Haiti, der von ihm entdeckten zweitgrößten Insel der Antillen, zu gestatten. Von Sevilla gelangte seine Asche nach Santo Domingo und von dort 1796 nach Havanna. Hun-



Der wertvolle Marmorfußboden in der Kathedrale San Ignacio wird ausgebessert und poliert.

dert Jahre später verloren die Spanier in Kuba eines ihrer letzten Bollwerke an die Vereinigten Staaten. Die Asche des Kolumbus kehrte in die alte Welt zurück. Die Städte Genua und Pavia teilen sich heute die Ehre, je die Hälfte dessen zu besitzen, was an dem großen Mann sterblich war.

★

Unsterblich ist sein Verdienst. Die dankbaren Kubaner errichteten ihm ein Standbild. Weiß und nachdenklich blickt es im romantischen Patio des ehemaligen Hauses der spanischen Gouverneure und Generalkapitäne, des Palacio de los Capitanes Generales, auf uns herab. Wenn Kolumbus auch bis an sein Lebensende daran glaubte, Kuba sei Südchina und die von ihm aufgefundene Küste Mittelamerikas ein Teil der Halbinsel Malakka, so änderte das nichts an der Tatsache, daß mit Kuba ein neuer Kontinent gesichtet und in Besitz genommen war. Finanziert durch die spanische Krone, gesteuert von den Generalkapitänen in Havanna, eroberte und vernichtete der Hidalgo Hernando Cortez den Aztekenstaat, brach der Abenteurer Pizarro auf, das Reich der Inka zu zerstören. Um 1776 befahl der gerade amtierende Generalkapitän den Bau einer würdigen Residenz, denn der bisherige Amtssitz, das Castillo de la Real Fuerza, war gewiß nicht repräsentativ genug. Mit einem der schönsten Denkmäler kolonialer Baukunst, dem Palacio de los Capitanes Generales, schmückt sich das Zentrum der Altstadt, die Plaza de Armas, ein geradezu festlich anmutender städtischer Salon mit Grünanlagen und der Skulptur des Carlos Manuel de Céspedes, eines Führers der kubanischen Unabhängigkeitsbewegung. Der für den spanischen König reservierte Thronsessel im Palast der Generalkapitäne blieb unbesetzt. Als die Spanier 1898 aus Havanna abziehen mußten, enterte eine nordamerikanische Interventionsregierung den Palacio, und später war er Amtssitz der Präsidenten einer Republik von Amerikas Gnaden. Heute befindet sich das Museo de la Ciudad in seinen Mauern, Museum und Forschungseinrichtung für die Geschichte Havannas und Domizil des Stadthistorikers, der von hier die stadtgeschichtlichen Forschungen und die Restaurierungsarbeiten in der Altstadt leitet. Vor seiner Oficina treffen wir ihn endlich persönlich. „Da ist er ja", ruft Señora Fornaguera überrascht und stellt uns Eusebio Leal Spengler vor, der uns wie alte Bekannte begrüßt. „Der Denkmalsschutz", so der Historiador, „ist ein bedeutsamer Teil aller unserer Bemühungen um eine komplexe Entwicklung der Kultur. Die Arbeit zur Erhaltung und Erneuerung Alt-Havannas genießt hohes internationales Ansehen. Das findet unter anderem in der Unterstützung durch die UNESCO Ausdruck."

★

Da liegt es wie ein vor Anker gegangenes Kriegsschiff vor der Hafenzufahrt: das Castillo de la Real Fuerza – Anfang und Ende unserer Exkursion. Auf dem Dachgarten jenes Hauses, von dem herab wir die trotzige Festung betrachten, erzählt uns Dr. Leandro Romero Estebanez von der Tätigkeit seines kleinen, gerade sich formierenden Restauratorenkollektivs. Der Historiker und Archäologe ist, wie seine Mitarbeiter, Enthusiast der Denkmalspflege. Das Haus, an dessen Wiederherstellung die Gruppe arbeitet, gehört zu den erhaltenswerten Bauten, die bis 1990 restauriert werden sollen. Es wurde 1698 erbaut, also fast hundert Jahre vor der Errichtung des Palacio de los Capitanes Generales. Bei den mühevollen Restaurierungsarbeiten, die Forschungs- und Entdeckungszügen gleichen, stieß man in einigen Räumen auf mehrfach übereinandergepinselte Wandbemalungen. In einem Zimmer waren es bis zu 45 Farbschichten, in einem anderen Raum entdeckte man naive Darstellungen des Stadtalltags.

★

Vom Turm des Castillos ertönt die Glocke. Wir verabschieden uns von unserer charmanten Begleiterin mit der hierzulande üblichen freundschaftlichen Zeremonie, dem „Wange an Wange". Über die Schulter der Señora schaue ich noch einmal auf La Giraldilla oder La Habana. Aber der Wind dreht mir ihre Rückseite zu.

Im nächsten Heft:

Die neue sowjetische Militärstrategie...

In Moskau gab Sergej Achromejew exklusiv für FREIE WELT ein Interview. Der ehemalige Generalstabchef der Streitkräfte der UdSSR und Marschall der Sowjetunion ist heute Berater von Michail Gorbatschow in dessen Eigenschaft als Vorsitzender des Verteidigungsrates der UdSSR.

Ein Hirte im Holzland

Hermsdorf vor der Wahl

Die sanften Riesen

Wie ein Volksfest begeht man alljährlich die Ankunft der Walrosse vor der Wrangel-Insel; aber die Jagd auf einzelne Exemplare ist streng limitiert.

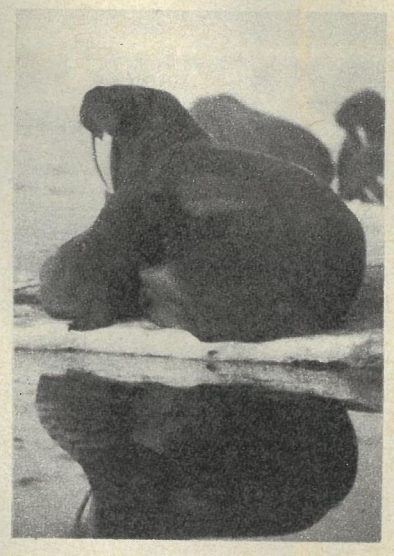


Foto: Lew I. Wejsman

Ein Tramp, ein Träumer...

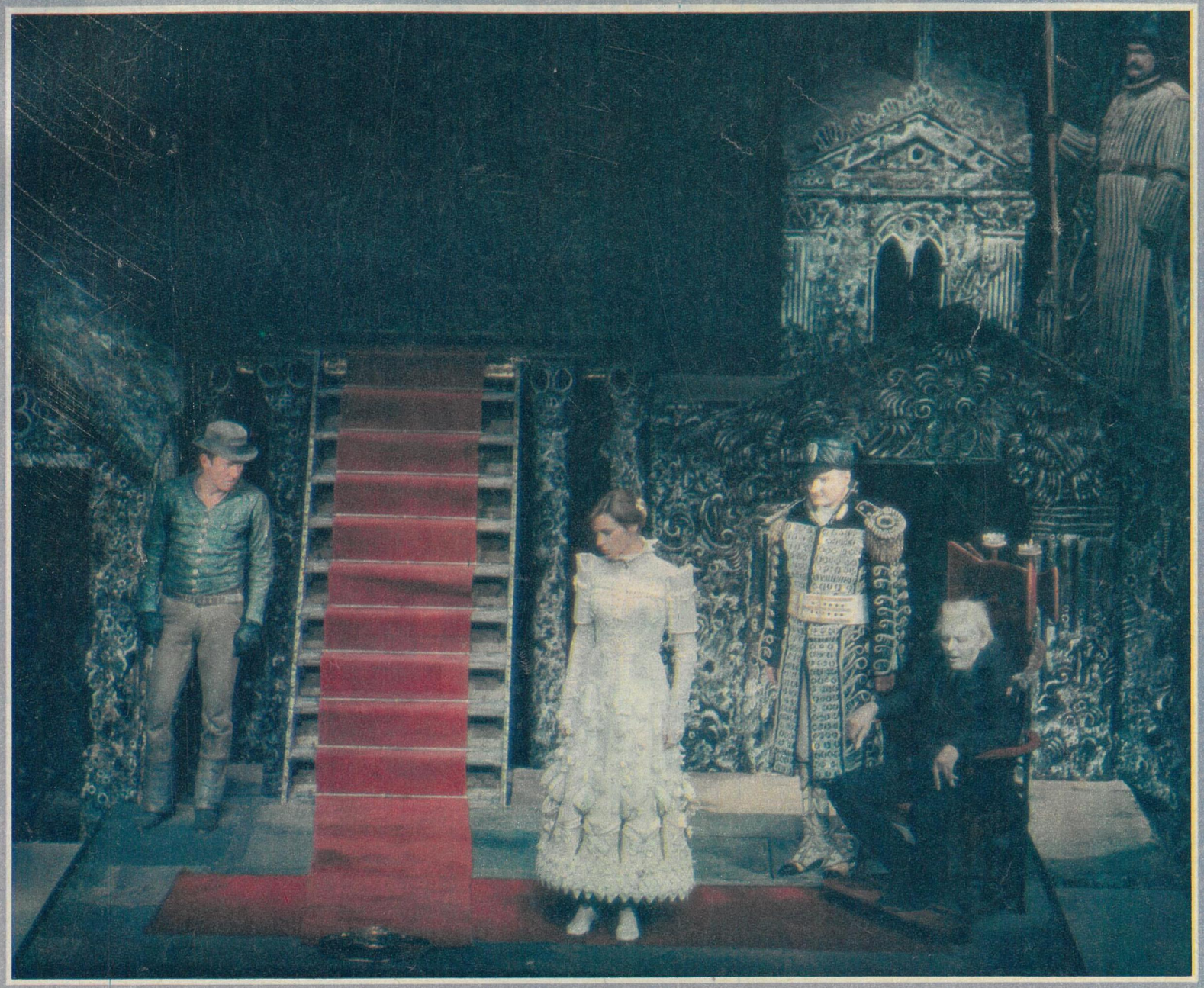
doch wurde er einer der Größten der Filmgeschichte: Charles Spencer Chaplin. Zum 100. Geburtstag am 16. April 1989 folgt FREIE WELT seinen Spuren. Chaplin und seine Frau Oana in Paris 1971 zur Wiederaufführung seines Films „Moderne Zeiten" (Foto).

Foto: Zentralbild

Die Mammutwanderung der Bassows

Ein Leningrader Großelternpaar auf ihrem 60 000-km-Marsch entlang der UdSSR-Grenze.

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.



FREIE WELT

BÜHNENBILDNER AUS DER DDR (4)

Horst Sagert

Der Drache

(von Jewgeni Schwarz)

Preisfrage:

Motive des Märchens „Die Schneekönigin" nahm Jewgeni Schwarz für sein gleichnamiges Bühnenstück, das 1946 am Theater Potsdam die deutsche Erstaufführung erlebte. Wer schrieb das Märchen?

1. Preis 100,– Mark
2. Preis 75,– Mark
3.–5. Preis 50,– Mark
Lösung bitte auf Postkarte bis 12. April 1989 (Poststempel) an FREIE WELT, Postfach 10 Berlin, 1056; Gewinner in Heft 9/89

Eine Märchenkomödie. Der sowjetische Dramatiker Jewgeni Schwarz (1896–1958) schrieb das Stück 1943 während des Großen Vaterländischen Krieges. „Es verlangt präzise Einrichtung auf der Bühne, damit in den Motiven die eindeutig gegen faschistische Diktaturen gezielten politisch-gesellschaftlichen und moralischen Quintessenzen deutlich werden." Benno Bessons Inszenierung des „Drachen", die DDR-Erstaufführung, war „artistisch verfeinertes, raffiniertes Theater, eine phantasievoll-vergnügliche, spannende Schau, nicht nur ideell anregend, sondern ideologisch stimmig. Eine außergewöhnliche Leistung des Deutschen Theaters für das deutsche Theater!" Und was selten, Szenenapplaus für Bühnenbild und Kostüme Horst Sagerts, dessen Name von nun an in allen wichtigen Theaterstädten Europas zu einem Begriff wurde. Auf seinen Entwürfen verbinden sich Gedanken über das Stück, oft aphoristisch, mit genauen technischen Angaben (Abbildung rechts, Drachenköpfe). Die muffige Drachenwelt baute Sagert als verschachtelte, aus Treppen, Gängen, labyrinthisch angelegten Häusern zusammengesetzte aschig, modrige Stadt auf die Bühne. Das Prunkgemach des mörderischen Molochs stattete er düster, dissonant, mit silbrigem Talmiglanz aus (Szenenfoto). Ein eigenes Meisterwerk war das geflügelte, dreiköpfige Drachenungeheuer, das der geniale Theaterplastiker Eduard Fischer konstruierte. Seine optische Dämonie – Sagert schrieb zu dem Entwurf: Auge muß rot glühen, im Kopf glänzendes Material, es müßte sich zwischen klebriger Feuchtigkeit und trockenem Pelz bewegen – entsprach ganz der Funktion der Figur. Den „Drachen" in dreierlei Menschengestalt spielte Rolf Ludwig, dem mit dieser Rolle der Durchbruch zum Charakterdarsteller gelang: biedertuender Landjunker, smarter Weltmann, am Ende als greisenhaftes Scheusal mit gichtkrummen Fingern und Fistelstimme. „Der Drache ist schon sehr alt und immer noch sehr gefährlich, aber auch sehr widerlich" notierte Horst Sagert auf einem Blatt diesen prinzipiellen Satz.

Redaktion: U. Weil, Foto: A. Beier, Deutsches Theater, Reproduktionen: Berliner Verlag